

P.b.b. Verlagspostamt 4020 LINZ

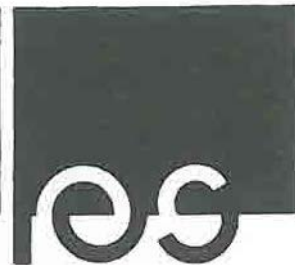


LOS Nr.19, 6.Jahrgang, Juni 1988

res



LOS Nr.19,
6.Jahrgang, Juni 1988
Einzelpreis: öS 30,- (DM 5,-)



Impressum

Herausgeber:
Arbeitsgemeinschaft LOS
c/o Kurt Schneider,
Blumengasse 21/6, 1170 Wien

Medieninhaber (Verleger):
Arbeitsgemeinschaft LOS
c/o Klaudia Karoliny,
Hallestraße 1/2, A-4030 Linz

Druck: eigene Vervielfältigung

Bankverbindung:
Zentralsparkasse der Gem.Wien
Kto.Nr. 542 143 705
(ARGE LOS, Elisabeth Hyrtl)

Offenlegung nach § 25 Mediengesetz:
Grundlegende Richtung des Mediums -
Zeitschrift gegen Aussonderung mit
dem Ziel, Zustände und Mißstände
aufzuzeigen sowie Alternativen
vorzustellen und zu fördern.

Layout: Gunther W.Trübswasser

Bezugsbedingungen:
Erscheinungsweise vierteljährlich
Einzelpreis öS 30,- (DM 5,-)
Doppelheft öS 50,- (DM 9,-)
Abo (4 Hefte) öS 100,-
(Ausland öS 120,-)
Abo-Bestellungen/Probehefte bei
Klaudia Karoliny,
Hallestraße 1/2, A-4030 Linz

Kontaktadresse für Inserate:
LOS-Verlag (Karoliny)

Redaktion Wien
Kontaktadresse:
Aina Maria Hosenseidl
Bräuhausgasse 8/1/6,
1050 Wien, Tel. 5579354

Otto Anlanger
Tssso Bogg
Bernadette Feuerstein
Marlies Feuerstein-
Sutterlüty
Traude Fenzl
Rudolf Forster
Erwin Hauser
Elisabeth Hyrtl
Anita Jirchar
Raimund Kosovic
Angelika Laburda
Christine Petioky
Kurt Schneider

Redaktion Linz
Kontaktadresse:
Klaudia Karoliny
Hallestr. 1/2, 4020 Linz

Gaby Bacher
Michael Bacher
Johannes Neuhauser
Christian Rachbauer
Gunther W.Trübswasser

Redaktion Salzburg
MOHI Salzburg
Elisabethstr. 14,
5020 Salzburg

Redaktion Innsbruck
Kontaktadresse:
Volker Schönwiese
Achsekkopfweg 1
6020 Innsbruck
Tel. 05222/88534
tagsüber:
05222/ 724 xl.3545

Helmut Schiestl
Ernst Schwanninger

Redaktion Graz
Peter Nausner
St.Peter Hauptstraße
33d/14, 8042 Graz

Redaktion München
Kontaktadresse:
Josef Giger
Gardinistr. 150
0-8000 München 70

Inhaltsverzeichnis

Aufstand der Behinderten	4
Selbstbestimmt leben	17
Einige Überlegungen	22
Über die Schwierigkeit, einen Brief zu beantworten	25
"Sexualität und Behinderung"	27
Integrative Schule in Tirol - Modell Weißenbach	30
Brief.....	32
Texte	35

Foto Titelseite:
Monika Trübswasser

Editorial

Los greift mit dem Titelthema "selbstbestimmt leben" wieder einmal ein heißes Thema auf. Dieses Thema hat aus den USA kommend in der BRD über einige Jahre hinweg zu einer Spaltung in der Behinderten/Krüppelbewegung geführt, die aber inzwischen eher überwunden zu sein scheint.

Die Spaltung hat sich ergeben in integrierte Gruppen, die ambulanten Dienste so nach dem VIF-Modell (MOHI) befürworteten und Gruppen, die das Konzept "Behinderte beraten Behinderte" vertreten haben. Diese beiden Modelle wurden sehr gegeneinander ausgespielt. Wir hoffen, wenn wir das Thema aufgreifen, nicht auch zu Spaltungen beizutragen, sondern Ergänzungen, Gemeinsamkeiten und Unterschiede dieser Modelle darstellen zu können. Wir sollten sie produktiv verwerten. Über die österreichischen Mobilen Hilfsdienste haben wir schon vielfach berichtet. Ambulante Dienste sind jedoch offensichtlich überhaupt nicht so leicht in einen Topf zu werfen, zumindest sind die MOHIs in direkter Opposition zu den durchaus ansatzweise existierenden kommunalen Diensten entstanden. Auch sollten wir körperlich Behinderten nicht zu sehr behaupten, daß wir z.B. mit geistig behinderten Menschen oder Patienten aus der Psychiatrie - die alle befreit werden wollen - so viel besser umgehen können als Nichtbehinderte. Dem SELBSTBESTIMMT LEBEN von denen, die es können, muß auch das HELFEN OHNE ZU ENTMÜNDIGEN zur Seite stehen und zwar für die, die die Hilfe nicht selbst in die Hand nehmen können.

Wir übernehmen aus der "Randschau" einen Beitrag über das Bremer Projekt "selbstbestimmt leben". Das Bremer Projekt hat offensichtlich längere Erfahrung und ist über das erste formulieren von grundsätzlichen Standpunkten weit hinaus. Der Beitrag von Adolf Ratzka ist als Grundsatzformulierung zu verstehen - und bringt

wohl eine eher erstaunliche Einschätzung des "Integrations-Wunderlandes" Schweden.

Etwas besonders erfreuliches können wir berichten: LOS Nr. 7, Dezember 1984, war zur Gänze den Texten von Georg Paulmichl gewidmet. U.a. dieses Heft hat dazu beigetragen, daß jetzt einige "alte" und viele neue Texte in einem eigenen Buch erschienen sind: GEORG PAULMICHL, strammgefeht - GESCHICHTEN, MÄRCHEN UND BILDER, zusammengestellt von Dietmar Raffener und Gabriel Grüner. Die erste Auflage (1000 Stück) des im Eigenverlag der Werkstätte (Autonome Provinz Bozen) herausgegebenen Buches ist inzwischen vergriffen. Eine zweite Auflage folgt. Der Preis des Buches ist ca. 220,- öS. Bestellungen über die Buchhandlung Brigitte Hermann, Grünangergasse 1, 1010 Wien oder die Buchhandlung PARNASS, Tschamlerstraße 3, 6020 Innsbruck.

Das Herstellen von LOS ist weiterhin schwierig, wir schaffen es nicht, Hefte rechtzeitig herauszubringen, die Arbeit ist mühsam, schleichender Mitarbeiterverlust, die regionale Verteilung läßt uns leichter voneinander abkoppeln.

Doch LOS soll dennoch nicht sterben. Wir werden daran arbeiten, wie eine Organisationsform gefunden werden kann, die das Überleben sichert. Anregungen und Kommentare von völlig außenstehenden Personen dazu würden uns freuen und helfen ...!

Redaktion dieses Heftes und Schreiber dieses Vorwortes:
Volker Schönwiese

LOS ist es wichtig Texte von behinderten Personen abzudrucken. Es geht uns nicht darum "Dichter" zu entdecken, sondern darum behinderte Menschen ihre Welt in ihrer eigenen Sprache ausdrücken zu lassen. In diesem Sinn drucken wir einen Text von Patrizia Egger (Bruneck) und einen Text von Hugo Zötsch (Graz). Hugo Zötsch veranstaltet mit seinen Beobachtungen Lesungen und möchte die Texte gerne veröffentlichen.

Aufstand der Behinderten

Adolf Ratzka, STIL (Stockholmer Verein für Independent Living)

Selbstrespekt als Richtschnur

Ziel unserer Behindertenpolitik muß sein, dem Einzelnen mehr persönliche Macht und uns als Gruppe mehr politische Macht zu verschaffen. Triebfeder und Richtschnur in dieser Arbeit ist unser Selbstrespekt. Unsere Umwelt bombardiert uns ständig mit Hinweisen, daß unser Leben bemitleidenswert, lebensunwert und unerwünscht ist, daß wir Bürger zweiter Klasse sind. Viele von uns sind mit dieser Haltung aufgewachsen und glauben selbst daran. Wir müssen uns gegen diese Gehirnwäsche impfen, denn wenn wir nicht selbst davon überzeugt sind, daß unser Leben genau soviel wert ist wie das anderer Menschen, fordern wir auch nicht die gleichen Wahlmöglichkeiten, die unsere nichtbehinderten Angehörigen, Freunde und Bekannten in allen Bereichen des Lebens haben. Erst wenn wir davon überzeugt sind, daß wir die gleiche Lebensqualität verdienen, die andere für selbstverständlich hinnehmen, werden wir uns nicht mehr in Anstalten und Heime abschieben lassen, sondern fordern, überall wohnen zu können. Dann werden wir uns nicht länger vom Sonderfahrdienst der Wohlfahrt verfrachten lassen, sondern behindertengerechte Anpassung aller öffentlichen Verkehrsmittel fordern. Dann werden wir uns nicht in krankhafte Abhängigkeit von unseren Angehörigen zwingen lassen, sondern persönliche Assistenzdienste fordern, die uns frei machen. Dann werden wir nicht mehr dankbar über integrierte Teestuben und Freizeiten Freudentränen vergießen, sondern gleiche Bürgerrechte fordern. Dann werden wir uns nicht mehr unserer Behinderung schämen, uns verstecken und ein Zuschauerdasein fristen, sondern am Leben als freie und stolze Menschen teilnehmen.

Was ist persönliche Assistenz?

Alle Menschen benutzen Assistenz. Manche Leute reparieren z.B. ihre Autos selbst, andere mit weniger Zeit oder einschlägigen Kenntnissen ziehen es vor, einen Automechaniker damit zu beauftragen. Andere Beispiele sind Friseur, Klempner und Rechtsanwalt. Man kann nicht alles selbst machen. Die meisten Menschen wollen sich auf die Tätigkeiten konzentrieren, die sie gut beherrschen. Auf diese Weise kann man seine Zeit und Energie effektiver einsetzen.

Für uns ist Assistenz noch wichtiger, weil wir unsere Behinderung kompensieren müssen, um volle Gleichberechtigung zu erlangen. Assistenz ersetzt unsere Arme und Beine. Dazu ein Beispiel: Ich kann mir selbst einen Pullover anziehen, wozu ich - je nach Tageskondition - mindestens eine halbe Stunde brauche. Nachher bin ich total erschöpft und muß mich ausruhen. Außerdem riskiere ich dabei frühzeitige Abnutzung meines Handgelenks. Da ich meine Zeit und Energie für andere, für mich wichtigere Dinge einsetzen will, beauftrage ich einen Assistenten, mir beim Anziehen zu helfen. Für die optimale Kompensierung unserer jeweiligen Behinderungen müssen wir technische Hilfsmittel und persönliche Assistenz so einsetzen können, wie wir selbst es in der jeweiligen Situation für angebracht halten. Nur wir selbst können diese Abwägung treffen. Jeder andere, der entscheiden möchte, wozu ich Assistenz brauche, setzt mein Urteilsvermögen in Frage und bevormundet mich.

Persönliche Assistenz soll ausdrücken, daß ich aus meinen persönlichen, individuellen Bedürfnissen heraus die Arbeitsbedingungen bestimme und entscheide, wen ich als Assistenz einsetze, für welche Arbeiten, wann und wie die Arbeit zu

machen ist.

Die Bezeichnung "persönliche Assistenz" mag für viele noch ungewohnt klingen, aber was sind die Alternativen? Was drücken "Pflege" oder "Betreuung" aus? Es gibt gutgemeinte ambulante Dienste, in denen nichtbehinderte Sozialarbeiter Menschen mit Behinderungen integrieren wollen und als "Pflegeabhängige", "Pflegebedürftige" oder "zu Betreuende" bezeichnen. Wer braucht eine solche Integrationsbetreuung! Wenn wir uns selbst als gesunde, selbständige und mündige Menschen sehen und auch von anderen so gesehen werden wollen, müssen wir solche organisatorischen Voraussetzungen und Bezeichnungen für Assistenzdienste finden, mit denen wir uns freimachen, uns selbst respektieren und von unserer Umwelt geachtet werden können.

Einschränkung des Lebens durch zuwenig persönliche Assistenz

Viel zu wenige von uns benutzen persönliche Assistenz in einem Umfang, der ihnen zu den gleichen Lebensbedingungen, die andere Mitbürger haben, verhilft.

Ein Grund dafür ist die Einstellung unserer Gesellschaft gegenüber Menschen mit Behinderungen. Zwar fordert z.Z. kein Politiker unserer Liquidierung - allenfalls durch Schwangerschaftsunterbrechung - aber nirgendwo ist unser Recht auf konkrete Voraussetzungen zu gleichen Lebensbedingungen verbürgt. Daher haben wir auch nicht das gesetzlich garantierte Recht auf persönliche Assistenz, die uns ermöglicht, Ausbildung, Arbeit, Wohnform, Familie, Freizeit, Urlaub - kurz Lebensstil - im gleichem Maße wie andere so zu wählen wie es unseren persönlichen Neigungen und nicht den Vorstellungen des Sozialamts entspricht. Schon immer hat man uns - ganz im Gegensatz zur Bundeswehr - als Zielscheibe für Sparmaßnahmen gesehen und kaum ein Land der Welt kann es sich "leisten", uns ausreichende persönliche Assistenz zur Verfügung zu stellen.

Dagegen schiebt man uns in Anstalten und

Heime ab, wo man uns in Großbetrieben rationell nach dem Fließbandprinzip verwahrt, um die pro-Kopf Kosten auf ein dem Steuerzahler genehmes Minimum zu reduzieren. Dort wird auch persönliche Assistenz und damit unsere Lebensqualität auf ein Minimum reduziert. Als Rechtfertigung für Pflegeheime wird angeführt, daß wir krank und daher in krankenhausähnlichen Institutionen zu "betreuen" seien. Dort bestimmen die Bedürfnisse nach reibungslosem Funktionieren der Anstalt. Der einzelne wird systematisch angepaßt, unterdrückt, gebrochen, abgestumpft und verblödet, bis er zu keiner Eigeninitiative mehr fähig ist und dem Bild des harmlosen, pflegeleichten Behinderten entspricht, das die Öffentlichkeit von uns hat.

In diesem Zusammenhang möchte ich auf die gefährliche Falle der Kostenvergleiche hinweisen, in die sich viele von uns manövrieren lassen. Sollen wir nur dann für unsere Bürgerrechte kämpfen, wenn damit nachweislich Steuergelder gespart werden können und somit mehr Mittel für Rüstung, umweltfeindliche Produktion und andere behinderungsfördernde Maßnahmen übrigbleiben? Die logische Folgerung des Kostenvergleichs ist, uns kostengünstig zu vergasen. Wenn wir uns also nicht unser eigenes Grab schaufeln wollen, müssen wir Kostenvergleiche als irrelevante Kriterien ablehnen und stattdessen unsere Menschen- und Bürgerrechte fordern.

Selbst ist der Musterkrüppel

Viele von uns beschränken freiwillig ihre persönliche Assistenz und damit ihr Leben auf ein Minimum, denn persönliche Assistenz ist in den Augen der Umwelt und bei uns selbst in noch viel höherem Maße als technische Hilfsmittel ein Merkmal unseres sozialen Statuses als Menschen zweiter Klasse.

Die Erklärung dafür ist in den Wertvorstellungen unserer Gesellschaft zu suchen, die u.a. im Sprichwort "Selbst ist der Mann" zum Ausdruck kommen. Diese Haltung wird uns von Rehafachleuten eingeblut. Die medizinischen Berufe, die

Behinderung als eine Art Krankheit sehen, haben den Ehrgeiz, uns nach bekanntem Vorbild ("Nimm dein Bett und geh") zu heilen oder uns zumindest von den Folgen unserer Behinderung zu erlösen. Behinderung und damit Bedarf an technischen Hilfsmitteln und vor allem an persönlicher Assistenz kann demnach wegetrainiert werden. Diejenigen von uns, die das nicht schaffen, sind faul und selber schuld. Persönliche Assistenz soll nur als letzter Ausweg und nur für das Allernötigste verwendet werden.

Das Ideal der Stärke, vom Faschismus vererbt und hauptsächlich als körperliche Stärke ausgelegt, wirkt auf subtile Weise als Unterdrückungs- und Selbstverachtungsmechanismus. Diesem Ideal zufolge gelte ich als schwach, hilflos und unterlegen, weil ich mir nicht selbst die Hosen hochziehen kann. Menschen mit Behinderungen zählen wie Kinder zu den Schwachen der Gesellschaft. Wie Kinder brauchen wir daher den allgemeinen Vorstellungen zufolge Bevormundung und Betreuung. Körperliche Abhängigkeit von praktischen Handreichungen wird gleichgesetzt mit intellektueller und emotionaler Abhängigkeit von anderen. Diese Einstellung drückt sich in der Organisation der meisten heutigen Assistenzformen aus, in denen andere über unser Leben bestimmen.

Jeder "Marlborough-Mann" mit Selbstachtung - Männer sind für dieses Stärkeideal besonders anfällig - wird sich daher eher buchstäblich zu Tode rackern, als zu riskieren, vor sich selbst und anderen als "Pflegefall" dazustehen. Wir alle kennen bemitleidenswerte Kollegen, die sich stolz im manuellen Rollstuhl vorwärtsquälen und dabei von anderen im Elektrofahrrad flott überholt werden. Genauso gibt es Leute unter uns, die es sich von ihrem schwachen Selbstbewußtsein her nicht leisten können, Assistenten einzusetzen.

Unsere Umwelt sieht gerne, daß wir uns so viel wie möglich abstrampeln, um unseren Alltag allein zu bewältigen. Auf diese Weise mit uns selbst beschäftigt, fallen

wir dem Sozialhaushalt weniger zur Last, haben weder Zeit noch Energie, Forderungen nach Chancengleichheit mit Ausbildung, Beruf und sinnvoller Freizeit zu stellen oder uns im politischen Kampf für unsere Bürgerrechte zu engagieren. Kein Wunder also, daß uns das Musterkrüppelchen als Vorbild hingestellt wird, das sich den ganzen Vormittag mit Waschen, Anziehen und Kochen abmüht und sich dann den ganzen Nachmittag ausruhen muß, um fürs Zubettgehen genügend Kräfte zu sammeln.

Bevormundung durch stationäre und ambulante Pflegeheime

Ein weiterer Grund für die Stigmafunktion der persönlichen Assistenz ist die damit verbundene Bevormundung und soziale Kontrolle. In Institutionen, wo noch immer viele von uns ihr Leben fristen, sind diejenigen, die am meisten Assistenz brauchen, am stärksten der totalitären Kontrolle des Apparats unterworfen, der sogar die körperliche Notdurft in der Gewalt hat. Institutionen bestehen aber nicht nur aus Gittern und Mauern. In verschiedenen Ländern hat man ambulante Dienste (sprich ambulante Institutionen) aufgebaut, die sich nur wenig von Pflegeheimen unterscheiden. Wir müssen die Dinge beim rechten Namen nennen. Ich schlage daher die folgende Definition einer Institution vor. Ich stehe einer Institution gegenüber,

- * wenn ich keine andere Wahl habe
- * wenn ich nicht bestimmen kann, wer als Assistent für mich arbeitet, mit welchen Arbeiten, wann und wie
- * wenn ich es nicht mit einem anderen Menschen zu tun habe, sondern mit einer Angestelltenhierarchie mit geschriebenen und ungeschriebenen Regeln, über die ich keine Kontrolle habe, die nicht meine Bedürfnisse, sondern die der Organisation berücksichtigen
- * wenn die Gefahr besteht, daß sich die Einstellung des Personals mir gegenüber von einer Personalgeneration auf die nächste vererbt
- * wenn das Personal Anspruch auf Pro-



fessionalität mit Ausbildung und Beförderungsmöglichkeiten hat, mich als Objekt und nicht als Herr im Haus betrachtet.

Dieser Definition nach haben die meisten heute existierenden Assistenzlösungen Institutionscharakter, schränken uns ein und entmachten uns. Kein Wunder also, daß viele von uns aus Furcht vor dieser Unterdrückung entweder die Abhängigkeit von Angehörigen vorziehen oder versuchen, soviel wie möglich ohne Assistenz auszukommen, auch wenn das Selbsteinschränkung und Verzicht auf ein normales Leben bedeutet.

Independent Living für mehr persönliche und politische Macht

Unsere Aufgabe besteht darin, Organisationsformen für persönliche Assistenz zu entwickeln, die uns zu mehr persönlicher Macht und den notwendigen Voraussetzungen zur Gleichberechtigung verhelfen. Als Beispiel für eine solche Organisations-

form möchte ich hier das schwedische STIL-Projekt beschreiben (STIL bedeutet "Stockholmer Verein für Independent Living".)

In meinen Studienjahren in Kalifornien kam ich Anfang der 70er Jahre mit der Independent Living Bewegung in Berührung, die sich seitdem zu einem internationalen Netzwerk und einer Bürgerrechtsbewegung entwickelt hat, die gegen Diskriminierung und mehr persönliche und politische Macht für Menschen mit Behinderungen kämpft. (Ansätze zu Independent Living Gruppen gibt es mittlerweile auch in der BRD, wo man Independent Living mit dem akademisch-abstrakt klingenden und nicht ganz korrekten Namen "Autonomes Leben" übersetzt. "Selbstbestimmtes Leben" paßt meiner Meinung nach besser.) Die Independent Living Bewegung fordert, daß wir die Verantwortung und Kontrolle über unser Leben selbst übernehmen, unsere Probleme selbst definieren, Lösungen ausarbeiten und nie mehr die Initiative an andere abtreten. Das gilt sowohl für

das Leben des Einzelnen als auch für unsere Organisationen.

STIL wurde 1984 von einigen Behinderten mit dem Ziel gegründet, ein Projekt mit selbstverwalteter persönlicher Assistenz durchzuführen. Wir wählten persönliche Assistenz als Aufgabenbereich, weil in Schweden trotz der mit anderen Ländern verglichenen gut ausgebauten ambulanten Dienste unser Leben in hohem Maße vom stark professionalisierten Sozialsektor beherrscht wird. Wie auch anderswo sind wir Bürger zweiter Klasse, führen ein eingeschränktes Leben, werden betreut und verwaltet.

Fokus, Fokus, Hokuspokus

In Schweden ist für viele von uns eine Fokuswohnung die einzige Alternative außerhalb von Pflegeheimen - eine Wahl zwischen Pest und Cholera. Die Fokuslösung besteht darin, daß man in einem gewöhnlichen Wohnkomplex etwa 5-15 Spezialwohnungen einstreut, die durch eine Sprechanlage mit einer rund um die Uhr besetzten Personalzentrale in Verbindung stehen. Fokus wird oft als Patentlösung für alle Menschen mit Bedarf an persönlicher Assistenz hingestellt und erfreut sich z.Z. in der BRD und vor allem in den Niederlanden in Ermangelung emanzipierter Assistenzlösungen und selbstbewußter Behindertenorganisationen bei Nichtbehinderten und heimgeschädigten Behinderten großer Beliebtheit. STIL's Kritik an den Fokuswohnungen, die wir in Anlehnung an die Lage unserer unterdrückten Kollegen in Südafrika "homelands" nennen, zielt auf deren Monopolstellung, die keine Wahlmöglichkeit von Wohnort und -form zuläßt und auf deren Institutionscharakter ab. Alle Punkte der oben aufgestellten Definition einer Institution werden von der Fokuslösung zufriedenstellend erfüllt. Einige der überzeugtesten und aktivsten STIL-Mitglieder sind ehemalige Fokusinsassen, denen es gelang, sich mit Hilfe des STIL-Projekts zu befreien und in ganz gewöhnliche Neubauwohnungen zu ziehen, die laut schwedischem Gesetz voll behindertengerecht gebaut werden müssen.

Ein Projekt mit STIL

Charakteristisch für STIL und das Projekt, das seit Januar 1987 läuft, ist die Grundforderung der Independent Living Bewegung: Selbstbestimmung im Leben des Einzelnen und in unseren Organisationen.

Dieser Forderung entsprechend haben sich bisher 20 STIL-Mitglieder in einem Kooperativ zusammengeschlossen, um die maximale Verantwortung für ihre eigene persönliche Assistenz zu übernehmen. Keiner wird als Klient behandelt. Jeder ist selbst dafür verantwortlich, sich seine Assistenten durch Zeitungsinsertate und andere Wege zu suchen, zu interviewen, anzustellen, auszubilden, anzuleiten, zu bezahlen und - falls notwendig - zu entlassen. Wir haben also keine Sozialarbeiter im Büro, die uns Leute ins Haus schicken. Das wäre zwar für den Einzelnen bequemer, würde uns aber die Gelegenheit nehmen, endlich selbst diesen wichtigen Teil unseres Lebens in die Hand zu nehmen. Jeder soll die größtmögliche Freiheit haben, sich sein eigenes System zurechtschneiden und nach Bedarf ändern zu können. Jeder soll seine von der Gemeinde genehmigten Assistenzstunden unter so vielen oder so wenigen Assistenten aufteilen und zu den Zeiten und für die Zwecke verwenden, die er selbst für richtig hält. Niemand kennt unsere Bedürfnisse besser als wir.

Bisher mußten wir unsere Bedürfnisse unserer Assistenz anpassen. Im STIL-Projekt passen wir unsere Assistenz unseren Bedürfnissen an.

Jeder Teilnehmer verfügt innerhalb des Kooperativs über sein eigenes Konto, um damit seine Assistenten und die mit der Assistenz verbundenen Nebenkosten zu bezahlen. Die Gelder dazu kommen vierteljährlich von der Gemeinde Stockholm und entsprechen den Selbstkosten, die vor dem STIL-Projekt die ambulanten Dienste oder Fokusunterbringung des jeweiligen Projektteilnehmer für die Gemeinde mit sich führte. Der Gemeinde entstehen somit keine Mehrkosten durch das Projekt. Die Stadtverwaltung stellt den Stundenbedarf

der einzelnen Projektteilnehmer fest. Bei dieser und ähnlichen Verhandlungen mit der Gemeinde kann sich der Projektteilnehmer auf Wunsch von anderen STIL-Mitgliedern mit mehr Erfahrung begleiten und helfen lassen. Außerdem überwacht STIL den Verlauf dieser Verhandlungen und ist bereit, notfalls unsere Freunde in den verschiedenen öffentlichen Verwaltungen, politischen Parteien und der Presse einzuschalten. Wir betreiben eine erfolgreiche Öffentlichkeitsarbeit. So wurde das STIL-Projekt vor kurzem in der alljährlichen allgemeinpolitischen Debatte der Parteiführer im schwedischen Reichstag ausführlich beschrieben und als Vorbild dargestellt.

Die Anzahl der Stunden wird mit den Durchschnittselbstkosten der Gemeinde von z.Z. 131 kr (ungefähr 37,- DM) pro Assistenzstunde multipliziert und auf das STIL-Konto des betreffenden Teilnehmers überwiesen. Mit diesen Geldern bezahlt der einzelne Projektteilnehmer nicht nur seine Assistenzgehälter, Sozialabgaben und Nebenkosten, wie Mahlzeiten oder Reisekosten der Assistenten (wenn uns z.B. Assistenten auf Reisen begleiten) sondern auch die Verwaltungskosten des Projekts, zu denen Büromiete und -ausrüstung, Gehälter der Projektleitung und Ausbildung der Projektteilnehmer gehören. Diese Verwaltungskosten werden in Form von Mitgliedsbeiträgen an das Kooperativ von den einzelnen Projektteilnehmern bezahlt. Der Mitgliedsbeitrag wird als Prozentsatz des Gesamtbetrages, den die einzelnen Projektteilnehmer von der Stadtverwaltung auf ihr jeweiliges STIL-Konto einbezahlt bekommen, berechnet. Gelder, die dem Projektteilnehmer nach Auszahlung der oben angeführten Posten bei der jährlichen Abrechnung verbleiben, gehen an die Gemeinde zurück.

"Pflegefälle" als Arbeitgeber

Das Kooperativ hat die formelle Arbeitgeberverantwortung für unsere Assistenten, denn unser Vertrag mit der schwedischen Kommunalarbeitergewerkschaft läßt z.Z. nur diese Konstruktion zu. Für die Zukunft wollen wir, daß auch einzelne

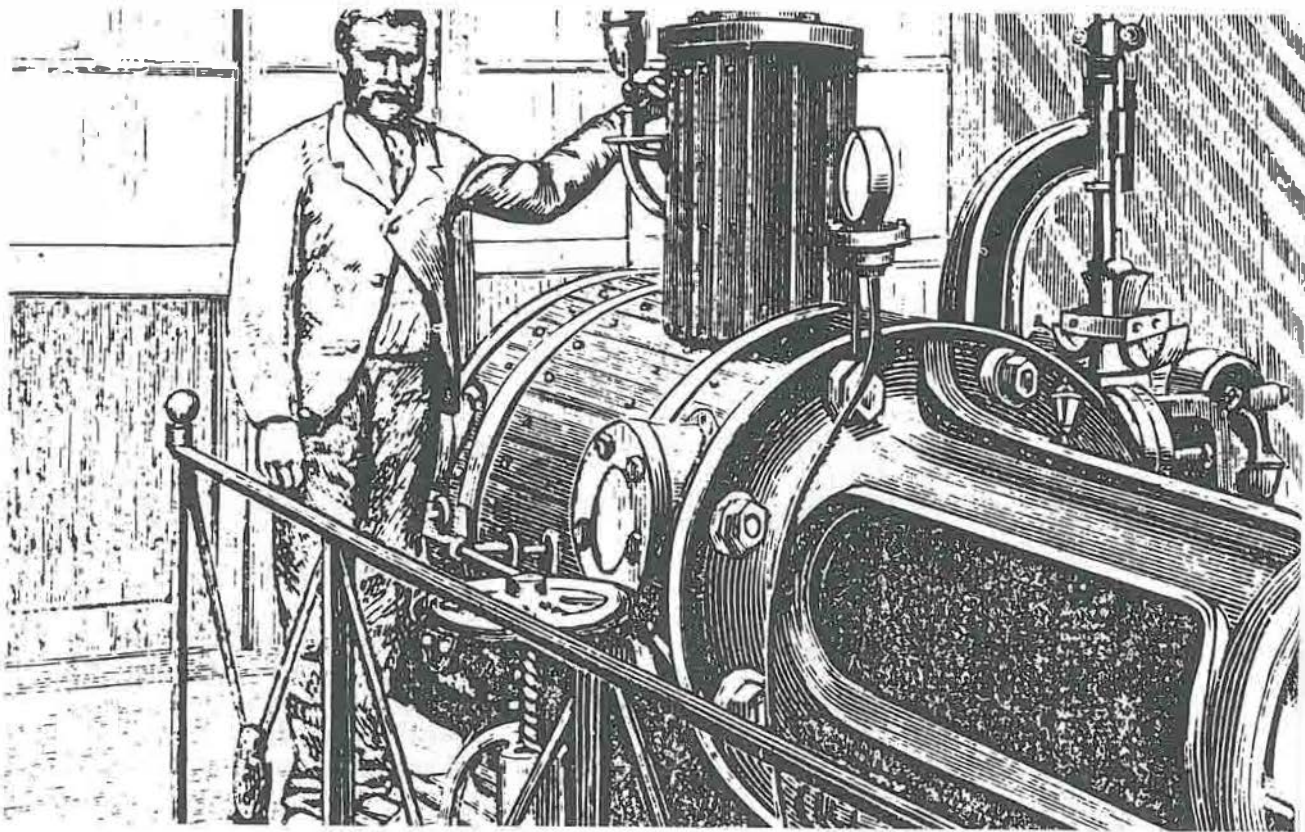
Projektteilnehmer Arbeitgeber sein können. Als Arbeitgeber haben wir die größtmögliche Kontrolle über unsere Assistenz. An diesem Punkt erleben wir den stärksten Widerstand von Sozialarbeitern, nicht-behinderten Behindertenfunktionären und angepaßten Behinderten.

Einmal hält man uns nicht dazu in der Lage, diese Rolle zu übernehmen. Wie üblich unterschätzt man uns in dem man Bedarf an Assistenz mit Unselbständigkeit, Hilflosigkeit und Unmündigkeit gleichsetzt. Niemand bezeichnet einen Unternehmer als hilflos, nur weil er ohne seine Arbeitskräfte den Betrieb schließen müßte. Der Unterschied liegt darin, daß wir in den Augen unserer Umgebung Menschen zweiter Klasse sind. Das Bild vom Arbeitgeber dagegen beinhaltet genau das Gegenteil: dynamisch, hart im Verhandeln, erfolgreich, mit American Express Card. Unsere Forderung nach Arbeitgeberstatus entspricht demnach einen Umsturz der gesamten Gesellschaftspyramide.

STIL bekommt auch Widerstand von Seiten mancher Sozialarbeiter zu spüren, die sich ausrechnen können, daß das STIL-Projekt, wenn es sich verbreiten sollte, manche von ihnen um den Arbeitsplatz bringen kann. Tiefer noch sitzt der Schrecken bei einigen vor der Einsicht, daß Menschen, die sich bisher dankbar betreuen ließen, selbst ihre Sache in die Hand nehmen wollen.

Viele von unseren eigenen Leuten, die bei diesem Anspruch auf Eigenverantwortung Angst bekommen und die bequeme Bevormundung durch Profis bevorzugen, stört STIL's Sprachgebrauch. Anstatt "Arbeitgeberverantwortung" und damit "Macht" und "Kontrolle" zu fordern, ziehen sie "Miteinander-Füreinander-Hallo-Partner-Dankeschön"-Gewäsch vor und wollen allenfalls Mitbestimmung. Assistenz ersetzt unsere Arme und Beine. Andere Menschen haben direkte Kontrolle über ihre Arme und Beine - nicht Mitbestimmung.

Das Verhältnis zu den Assistenten stellen sich viele, die ihr Leben den Wünschen und Vorstellungen anderer anpassen mußten

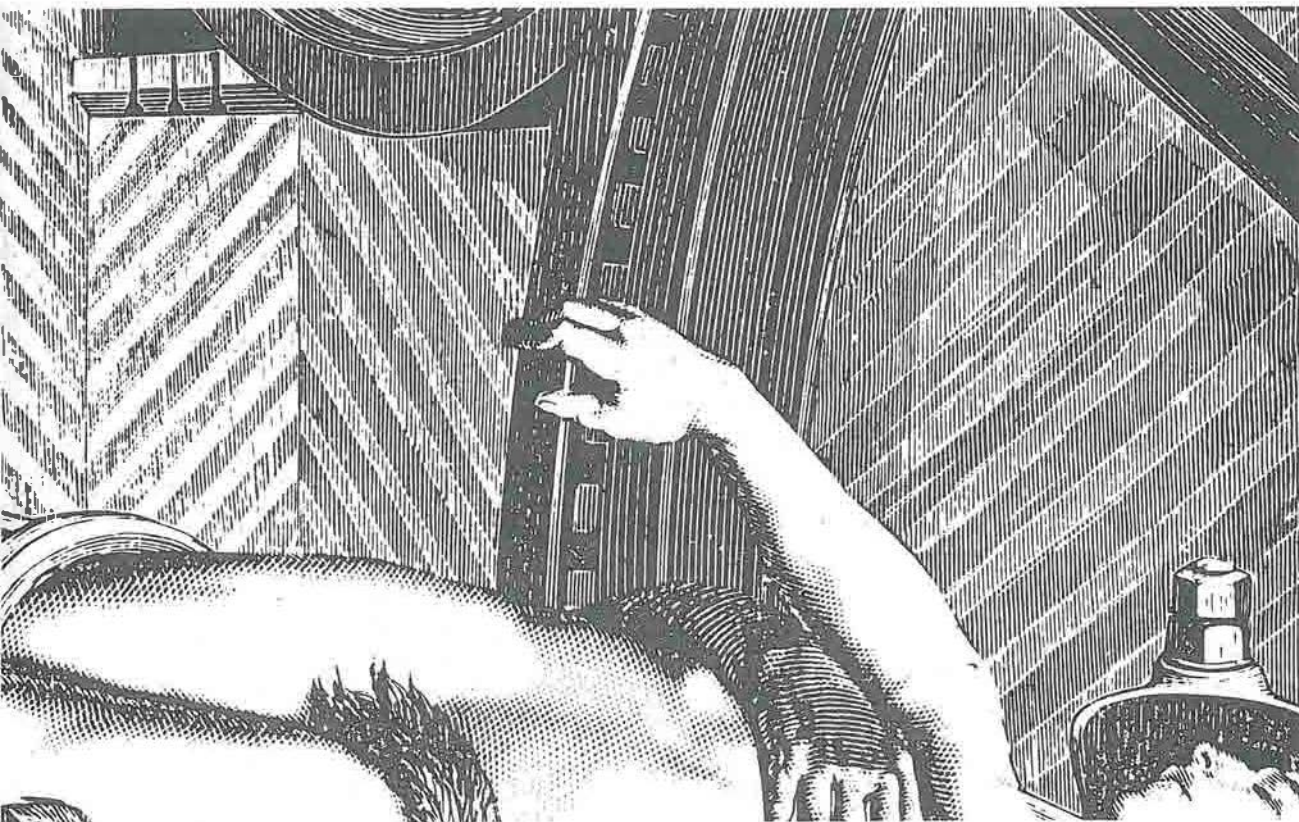


und sich vielleicht einsam fühlen, lieber als eine Art Freundschaft vor. Eine Arbeitgeber-Arbeitnehmerbeziehung entspricht somit nicht ihren emotionalen Bedürfnissen. In der BRD konnte ich diese Haltung vor allem bei jüngeren Leuten beobachten, die Zivildienstleistende beschäftigen und sich ihnen gegenüber offensichtlich nur schlecht durchsetzen können. Der Verdacht drängt sich dabei auf, daß die Wunschvorstellung nach einer harmonischen Kumpelbeziehung die Tatsache verstecken soll, daß jemand aus Schwäche Kompromisse schließt und aus der Not eine Tugend macht. Das Arbeitgeber-Arbeitnehmerverhältnis braucht durchaus nicht gefühllos sein, dazu ist die Beziehung viel zu nahe. Jemand, der persönliche Assistenz effektiv einsetzen möchte, wird jedoch Prioritäten setzen und von seinen Assistenten in erster Linie Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit, Zurückstellung eigener Bedürfnisse, gute Arbeit und Respekt verlangen. In einem Freundschaftsverhältnis sind diese Qualitäten zwar durchaus möglich, aber nicht als

Regel zu erwarten. Schlechte Voraussetzungen für eine gut funktionierende Assistenz sind gegeben, wenn man sich bewußt oder unbewußt - bei der Auswahl und dem Umgang mit Assistenten von seinen Bedürfnissen nach einer Liebesbeziehung beeinflussen läßt. Persönliche Assistenz ist ein schlechter Ersatz für Freundschafts- oder Partnerbeziehungen.

Effektiver Einsatz von persönlicher Assistenz ist jedoch eine notwendige Voraussetzung für ebenbürtige Freundschaften und Liebesbeziehungen.

In Schweden gibt es glücklicherweise fast keine Zivildienstleistenden. Dadurch wird uns erspart, Leute als Assistenten zu haben, die diese Arbeit nicht aus freien Stücken und als geringeres Übel gewählt haben. Bei Arbeitskräften, die so unterbezahlt werden wie Zivildienstleistende, dürften auch oft Erwartungen an Belohnungen anderer Art mitspielen, z.B. ein Anspruch auf Dankbarkeit oder die Vorstellung, sein pädagogisches Talent beweisen



und einen Behinderten auf Vordermann bringen zu können. Ähnlich wie bei freiwilligen Helfern bieten solche Motive keine gesunde Grundlage für gute Arbeit. Es versteht sich von selbst, daß ich von jemanden, dem ich einen angemessenen Gehalt bezahle, eher Qualität und Respekt verlangen kann als von jemanden, dem ich mich zu Dankbarkeit verpflichtet fühlen muß. Zivildienstleistende und freiwillige Helfer verderben den Arbeitsmarkt für persönliche Assistenten, weil ihre Existenz eine marktgerechte Lohnentwicklung bremst und dadurch zu ständigem Unterangebot an persönlichen Assistenten führt.

Die Arbeitgeberposition gibt uns die Voraussetzung, nicht mehr Objekt, sondern Subjekt zu sein.

Selbstbestimmung gibt Durchschlagskraft

Zu den Skeptikern des STIL-Projekts gehören vor allem die etablierten Behindertenorganisationen, die auch in Schweden

noch stark von engagierten nichtbehinderten Philanthropen in Vorstand und Geschäftsführung kontrolliert werden. Diese Organisationen, die schon seit langem Energie und Prestige in die Fokuslösung investieren, sehen wir mit Argwohn, wie STIL mit Vorträgen, Reportagen in der Tagespresse und seiner respektlosen Monatszeitschrift STILET die Loyalität der jüngeren Mitglieder unterminiert, die sich in den von ihren nichtbehinderten Funktionären abgesegneten Fokuswohnungen zunehmend unwohler fühlen – vor allem, wenn sie den enormen Aufschwung im Leben der STIL-Projektteilnehmer beobachten können. Um der Gefahr der Bevormundung durch Nichtbehinderte vorzubeugen, hat STIL laut Statuten nur Menschen mit Bedarf an persönlicher Assistenz als stimmberechtigte Mitglieder und Vorstandsmitglieder. (Nichtbehinderte sind als Stützmitglieder willkommen). Nur Leute mit Bedarf an persönlicher Assistenz arbeiten im Büro – mit Ausnahme einer Sekretärstelle.

Wozu diese an Rassismus grenzende Selbstregierung, kann man sich fragen?

Nur solche Mitglieder sollen Politik und Arbeit des STIL-Projekts bestimmen, die unmittelbar davon betroffen sind. Wir sind die besten Experten. Wir sind es satt, Zeit und Energie damit zu verlieren, anderen gegenüber immer wieder Erklärungen abgeben und unsere Vorstellungen verteidigen zu müssen. Das Gefühl der gemeinsamen Bedürfnisse und Erfahrungen schafft dagegen Engagement und Zusammenhalt in der Gruppe.

Die Arbeitslosigkeit unter Behinderten und vor allem unter Menschen, die persönliche Assistenz brauchen, ist um ein Vielfaches höher als die der Durchschnittsbevölkerung. Was liegt daher näher als Arbeitsplätze in unseren Organisationen für unsere Leute zu reservieren? Wir müssen Behindertenorganisationen ablehnen, in denen nichtbehinderte Vorsitzende an Wirtschaft und Staat plädieren, Behinderten Arbeitsplätze zu beschaffen, aber selbst bestenfalls nur einen Vorzeigehinderten im Büro haben.

Eine unserer größten Behinderungen ist unser Image vom hilflosen, harmlosen Krüppelchen. Viele von uns sind dieser Gehirnwäsche selbst zum Opfer gefallen und haben geringes Selbstvertrauen und Erwartungen an sich. Verstärken wir nicht diese Vorurteile, wenn wir in unseren eigenen Organisationen Nichtbehinderte an führender Stelle für uns arbeiten und sprechen lassen? Was sollen Jugendliche mit Behinderungen von sich und ihren Zukunftsaussichten halten, wenn sie niemals erwachsene Behinderte in führenden Positionen - nicht einmal in unseren eigenen Organisationen - zu Gesicht bekommen?

Wir brauchen positive Vorbilder, mit denen wir uns gegen Jahrhunderte negativer Programmierung impfen können.

Es gibt viele wohlmeinende und sozial engagierte Menschen - oft jüngere Sozialarbeiter, die mit uns für unsere Emanzipation kämpfen wollen. Wir alle kennen die Situation, wenn sich diese meist gut-

ausgebildeten und verbalen Leute unserer Sache annehmen und in unseren Gruppen das Wort und die Initiative ergreifen. Viele von uns dagegen hatten in ihrem Leben nicht viel Gelegenheit dazu, sich die für Vereinsarbeit notwendigen Fähigkeiten und das rechte Selbstvertrauen anzueignen. Vor der Wahl gestellt, entweder unerfahrene Behinderte oder geschickte Nichtbehinderte mit einer Aufgabe zu beauftragen, machen viele Gruppen den Fehler und wählen Nichtbehinderte mit der Begründung, daß es wohl nicht auf die Behinderung ankäme, sondern, ob man sich für eine Arbeit eigne. Auf diese Weise werden die Wortgewandten noch besser und die behinderten Mitglieder noch stummer und dankbarer dafür, daß ein anderer die unangenehme Aufgabe übernommen hat, z.B. in der Öffentlichkeit zu sprechen oder ein Zeitungsinterview zu geben.

Wir müssen endlich einsehen, daß eigene Erfahrung von Behinderung und das Bewußtsein, einer unterdrückten Minderheit anzugehören, unerlässliche Voraussetzungen und Qualifikationen für ernsthafte und erfolgreiche Behindertenpolitik ausmachen

Ein wichtiger Grund für STIL's bisherigen Erfolg ist, daß wir in eigener Sache viel überzeugender wirken als die geschicktesten nichtbehinderten Sprecher. Wir würden unsere Glaubwürdigkeit in Frage stellen, wenn wir in der Öffentlichkeit und anderen Behinderten gegenüber von unserem Kampf um Selbstbestimmung sprechen und uns dabei von Nichtbehinderten soufflieren oder gar vertreten ließen.

Selbstbestimmung gibt Durchschlagskraft.

Je größer der Anteil nichtbehinderter Menschen in Mitgliedschaft und Vorstand ist, desto weniger haben wir selbst in solchen Vereinen zu sagen, desto stärker sind die Ziele der Organisation auf Betreuung, Fürsorge und Wohltätigkeit ausgerichtet. Eine Frauenorganisation mit hauptsächlich Männern im Vorstand würde niemand ernst nehmen. Schwarze Bürgerrechtsorganisationen, in denen Schwarze selbst ihre Ziele und Arbeitsweise be-

stimmen wollen, werden auch nicht des Rassismus bezichtigt.

Behinderte, die für nichtbehinderte Vorstandsmitglieder und Angestellte plädieren, fehlt politisches Bewußtsein und Vertrauen an ihren eigenen Fähigkeiten.

Weg vom medizinischen Modell der Behinderung

Behinderung ist ein Machtverteilungsproblem, ein politisches Problem. Aber leider ist die Vorstellung, daß wir einer unterdrückten politischen Minderheit angehören, noch recht wenig verbreitet - am wenigsten bei uns selbst. Der Grund dafür ist, daß Behinderung in den Augen der meisten ein medizinisches Problem ist. Wir werden nicht diskriminiert, wir sind ja nur krank. Kranken Leuten kann man doch in einem Sozialstaat nicht zumuten, z.B. im Berufsleben oder bei der Partnersuche mit Gesunden zu konkurrieren. Kranke fühlen sich am wohlsten im Grünen, hinter hohen Mauern, wo sie abgeschirmt vom Alltag, nicht ständig vom Anblick der Gesunden daran erinnert werden, daß sie ein bemitleidenswertes Leben verbringen müssen, wofür sie aber im Jenseits doppelt belohnt werden. Als Kranke sind wir gewöhnlichen Verpflichtungen entbunden und können immer auf größtes Verständnis der Umwelt rechnen, wenn wir z.B. mal zu spät kommen, ein Versprechen nicht halten oder keine Lust haben, uns zu engagieren, wenn's am Abend "Dallas" im Fernsehen gibt. Von Kranken wird auch nicht erwartet, daß sie die Initiative übernehmen und selbst ihre Situation verbessern. Dafür gibt es ja Ärzte, Beschäftigungstherapeuten, Krankengymnasten, Sozialarbeiter etc., die die geeignete Ausbildung haben und besser wissen, was wir brauchen. Da ist es viel bequemer, anderen Leuten, die dafür noch bezahlt werden, die Entscheidungen zu überlassen.

Der erste Schritt zu unserer Emanzipation ist, daß wir uns nicht länger selbst als Kranke abschreiben, sondern Forderungen an uns stellen.

Entprofessionalisierung der Assistenten

Nach dem noch allseits verbreiteten medizinischen Modell der Behinderung müssen wir vorsichtig und behutsam von Menschen, die sich diesem verantwortungsvollen Beruf geweiht haben, gepflegt und betreut werden. Da wir krank sind, kann man uns nicht irgendjemandem anvertrauen. Die Leute, die uns versorgen, müssen besonders für solche schweren Fälle ausgebildet werden. In den 5 Jahren, die ich im Krankenhaus verbrachte, hat mich keiner meiner Verwandten und Freunde, mal über's Wochenende nach Hause eingeladen, weil alle - und vor allem ich selbst - glaubten, daß nur ein ausgebildeter Krankenpfleger im weißen Kittel mich ins Bett bringen konnte.

Je kranker der Patient, desto mehr Ausbildung braucht das Pflegepersonal. Mehr Ausbildung bedeutet im allgemeinen höheren professionellen Status und Gehalt. Damit gibt es also ein handfestes wirtschaftliches Motiv, uns als besonders krank zu sehen. Mehr Ausbildung bedeutet aber auch mehr Macht. Je mehr professionellen Status und Macht das Krankenpersonal hat, desto weniger Macht hat der Patient.

Viele ambulante Dienste bilden ihre Assistenten aus. Das Kursangebot reicht je nach Professionalisierungsehrgeiz von Hebetechnik und Rollstuhltraining bis zu Beschreibung von Behinderungsarten und Psychologie. Manche von uns fordern Spezialausbildung für ihre Assistenten in der Hoffnung, daß ihnen dann ihre Wünsche von den Lippen abgelesen werden, ohne daß sie selbst den Mund zum Erklären und Anleiten aufmachen müssen. Auch wenn wir den Bedarf an persönlicher Assistenz gemeinsam haben, haben wir noch lange nicht die gleichen Behinderungen, Arbeits- und Familienverhältnisse, Gewohnheiten, Ansprüche, etc. Eine allgemeine Ausbildung kann nicht auf unsere individuellen Bedürfnisse eingehen und ist daher im besten Fall wertlos. Im schlimmsten Fall werden wir in diesen Kursen als Kranke hingestellt, die betreut und gepflegt werden sollen - also als passive



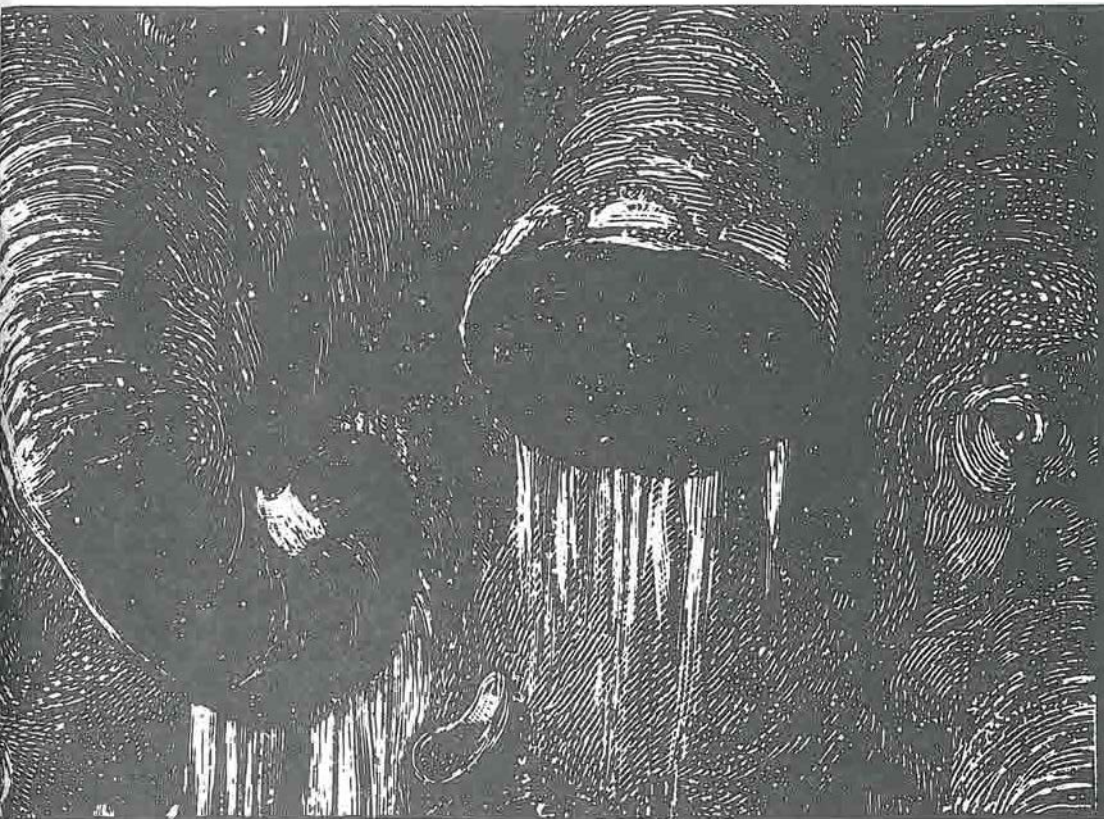
Objekte, was sich wiederum nicht mit der Arbeitgeberposition, die STIL fordert, vereinbaren läßt.

Man fragt sich, welche Fächer eine solche Ausbildung beinhalten soll. Meine Assistenten sind mir beim Aufstehen, Waschen, Toilettegehen, im Haushalt, mit Autofahren, Einkaufen, Reisebegleitung etc. behilflich. Das sind Tätigkeiten, die die meisten Erwachsenen beherrschen. Die, die das nicht können und erst lernen müssen, stelle ich erst gar nicht an. Ich kenne Leute, die von ambulanten Dienst-Assistenten zu hören bekamen: "ich weiß genau, was Du brauchst. Ich habe nämlich einen 6-stündigen Kurs in 'Behindertenpsychologie' gemacht." Ausbildung wird hier zum Instrument der Unterdrückung.

Diejenigen von uns, die Spezialausbildung für ihre Assistenten fordern, sollen nicht klagen, wenn sie in ihren eigenen vier Wänden wie Patienten behandelt werden und nichts zu sagen haben.

"Peer counselling", die Pädagogik vom Independent Living

STIL's Anspruch auf Selbsthilfe, Selbstbestimmung und Eigenverantwortung stellt Forderungen an die einzelnen Mitglieder. Nicht alle, die sich bisher von Gemeindefacharbeitern betreuen ließen, sind dazu bereit, manchem geht STIL zu schnell vor. Bei vielen müssen zuerst die Schäden langjähriger Anpassung an stationäre und "ambulante" Pflegeheime, der Selbstbegrenzung und -verachtung behoben werden, bis sie davon überzeugt sind, daß sie ihr Leben in die Hand nehmen können. Die Verantwortung für die eigene persönliche Assistenz erfordert praktische Kenntnisse, Erfahrung und Geschick im Umgang mit Menschen und Selbstvertrauen. Manche fühlen sich zunächst von der Vorstellung überwältigt, Zeitungsinserte zu formulieren, monatliche Arbeitsschemas aufzustellen, die Fehler eines Assistenten zu kritisieren oder gar jemanden zu entlassen. Pflegeheimverwahrung oder überbeschützende Eltern geben uns selten die



Möglichkeit zu lernen, wie man andere anweist ohne dabei weder die eigenen Bedürfnisse zu verleugnen noch zum Tyrannen zu werden.

Der Mitgliedsbeitrag im STIL-Kooperativ berechtigt die Projektteilnehmer u.a. zu Beratung und Ausbildung in diesen Fragen. Wir sind davon überzeugt, daß nicht unsere Assistenten, sondern wir ausgebildet werden müssen. STIL plant daher Kurse, in denen die praktischen Aspekte der Arbeitgeberstellung vermittelt und geübt werden. Daneben steht dem Einzelnen das Netzwerk der anderen Projektteilnehmer zur Verfügung. Mitglieder mit ähnlichen Problemen schließen sich zusammen und bilden innerhalb des Projekts kleine Gruppen, in denen sie ihre Probleme diskutieren und sich gegenseitig Ratschläge geben.

Dieses Prinzip der gegenseitigen Information, Beratung und Ermunterung wollen wir in Zukunft mehr systematisch einsetzen. Die Independent Living Bewegung in den

Vereinigten Staaten hat dieses Prinzip zu seiner eigenen Pädagogik entwickelt, das sog. "peer counselling" ("peer" im Engl. = jemand in der gleichen Situation, mit dem man sich identifizieren kann). Peer counselling geht davon aus, daß wir die besten Experten sind, wenn es um unsere Bedürfnisse und deren Lösungen geht. Daher können wir am besten voneinander lernen, Erfahrungen und Einsichten austauschen. Das wichtigste Element beim peer counselling ist das Beispiel eines anderen in einer ähnlichen Situation. Das Vorbild eines Kollegen gibt einen eindrucksvolleren und nachhaltigeren Effekt als der Einsatz der besten nichtbehinderten Experten.

Peer counselling wird von der amerikanischen Independent Living Bewegung auf drei Ebenen eingesetzt:

- * als Mittel zum Erwerb von Erfahrungen und Fähigkeiten, die wir zur Bewältigung unseres täglichen Lebens brauchen. Dazu gehört u.a. wie man

solche Dienste wie persönliche Assistenz gestaltet und verwaltet oder sich gegenüber Behörden sein Recht verschafft;

- * als Gegengewicht gegen die Vorurteile unserer Gesellschaft. Die Diskussion über Euthanasie und Fruchtwasserkontrolle zeigt, daß unser Leben als wertlos und im höchsten Grad unerwünscht eingeschätzt wird. Da wir Teil unserer Umwelt sind, müssen wir davon ausgehen, daß diese Wertvorstellungen auch in uns selbst wirken. Peer counselling ist ein wirksames Mittel gegen diese Gehirnwäsche und erhöht Selbstvertrauen und Selbstrespekt;
- * als Werkzeug in der Behindertenpolitik. Nur wenn wir selbst davon überzeugt sind, daß wir die gleichen Lebensbedingungen wie andere verdienen, sind wir erfolgreich mit unseren Forderungen nach gleichen Bürgerrechten.

In Berkeley, Kalifornien, dem Mekka der internationalen Independent Living Bewegung, hat das World Institute on Disability (WID) eine Ausbildung für ausländische peer counselling-Lehrer entwickelt. Im Mai 1987 wird STIL in Zusammenarbeit mit WID in Stockholm den ersten Kurs dazu durchführen. Diese Ausbildung soll uns helfen, klarer zu sehen, wo wir den Hebel zur Veränderung unserer Lage ansetzen müssen um die Kräfte in uns freizumachen, die wir zu dieser Arbeit brauchen.

Wir haben lange genug geklagt, ohne daß es uns geholfen hätte. Jetzt müssen wir einsehen, daß nur wir selbst uns helfen können. Das STIL-Projekt ist ein Weg, uns mehr persönliche und politische Macht zu verschaffen.

Zur Person

Adolf Ratzka, 43, in Bayern aufgewachsen, bekam mit 17 Jahren Polio. Benutzt seitdem persönliche Assistenz, elektrischen Rollstuhl und Atemgerät. Studienaufenthalt in Kalifornien 1966-1973. Abschlüsse in Soziologie, Psychologie, promovierter Betriebswirt. Arbeitet seit 1973 in Stockholm, Schweden, als Forscher an der Technischen Hochschule u.a. mit wirtschaftlichen und soziologischen Aspekten des behindertengerechten Bauens und der Abschaffung von Institutionen. Gründer der schwedischen Independent Living Bewegung. Eifriger Teilnehmer an internationalen Tagungen (braucht mich nur einzuladen).

Literaturhinweise:

Ratzka Adolf, "Schweden - Wunderland der Integration?" in Behindernde Hilfe oder Selbstbestimmung der Behinderten, Kongreßbericht der internationalen Tagung "Leben, Lernen, Arbeiten in der Gemeinschaft", München 1982, Vereinigung Integrationsförderung e.V., München, 1982, S. 56-64.

Ratzka Adolf, Independent Living and Attendant Care in Sweden: A Consumer Perspective, World Rehabilitation Fund Monograph 34, World Rehabilitation Fund, New York 1986.

Zahlreiche Artikel in STIL's Monatszeitschrift STILETTEN (auf Schwedisch) über Independent Living, persönliche Assistenz, das STIL-Projekt und Behindertenpolitik. ■

Selbstbestimmt leben

— Entwicklung eines Bremer Projektes —

Am 15.10.1986 ging ein langgehegter Wunsch in Erfüllung: Unser Projekt „Selbstbestimmt Leben“ konnte die Arbeit aufnehmen.

Das Projekt ist das Ergebnis einer mehrjährigen Entwicklung zu einer besseren Organisation und Durchsetzung unserer Interessen, die 1978 mit der Gründung der **Krüppelgruppe** begann. Die Bezeichnung „Krüppel“ ist als bewußte Provokation gedacht, als Ausdruck eines neuen Selbstverständnisses behinderter Menschen.

Das Wort „Krüppel“ verdeutlicht die gesellschaftlichen Verhältnisse, die z.B. Aussonderung bedeuten, viel besser als „behindert“, das eher verschleiern wirkt. Behindert werden Fußballspieler, im Straßenverkehr kommt es zu Behinderungen und schließlich: „Sind wir nicht alle ein bißchen behindert?“ Das häßliche Wort „Krüppel“ zerstört diese scheinbare Harmonie. Es bedeutet auch, sich gegen die „Behinderung“ durch eine nichtbehinderte Gesellschaft zu wehren.

Ausgangspunkt der Krüppelgruppe war die gemeinsame Betroffenheit vom Krüppel-Sein, was bedeutete, daß Nichtbehinderte an den Treffen der Gruppe nicht teilnehmen konnten. Dies war auch wichtig, um zu vermeiden, daß die Nichtbehinderten die Krüppel bevormundeten.

Die Zielsetzung der Gruppe war, die Lebensbedingungen von Krüppeln und Behinderten in dieser Gesellschaft zu verbessern und die Behindertenpolitik nicht mehr den Nichtbehinderten Stellvertretern zu überlassen. Dabei zeigte sich, daß es für die Gruppenmitglieder notwendig war, ihre Erfahrungen als Krüppel gemeinsam aufzuarbeiten. Nach außen trat die Krüppelgruppe immer politisch auf. Zu den damaligen Forderungen gehörten z.B. die Verbesserung der Wohnsituation, Schaffung der Voraussetzungen für ein Leben von Behinder-

ten außerhalb von Heimen und die Erhöhung der Mobilität. In den Jahren 1980/81 waren wir hauptsächlich mit Aktionen zum Fahrdienst für Behinderte, der in Bremen gekürzt werden sollte, beschäftigt.

Ebenfalls 1980 gründeten wir den „Krüppelselfhilfe e.V.“. In der Satzung war bereits die Unterstützung von Initiativen im Bereich der Verbesserung der Wohn- und Lebensverhältnisse Behindertener ebenso als Ziel formuliert wie die Einrichtung eines Kontakt- und Beratungszentrums für Behinderte. Eine dieser Initiativen war der rollstuhlgerechte Umbau eines Altbaus in der Bremer Innenstadt. In diesem Haus wollten die Mitglieder der Krüppelgruppe sowohl wohnen als auch — nach dem Motto: „Zusammen wohnen — zusammen politisch arbeiten“ — im Erdgeschoß eine als Kommunikationsstätte für Krüppel und Behinderte gedachte Teestube betreiben. Leider dauerte der Umbau mit allem hin und her drei Jahre, so daß sich die Mitglieder der Gruppe gezwungenermaßen andere Wohnmöglichkeiten hatten suchen müssen. Der Plan der im Erdgeschoß geplanten Teestube blieb jedoch bestehen und wurde im Herbst 1983 verwirklicht.

Die im Haus vorhandenen Wohnräume vermittelten wir an andere Krüppel, von denen einige auch aus Heimen kamen. Unser Prinzip dabei war, daß mit der Wohnungsvermittlung unsere Hilfe beendet sein sollte, da im Hause selbständiges und kein „betreutes“ Wohnen stattfinden sollte. Dabei gingen wir allerdings davon aus, daß die Krüppel, die in das Haus ziehen würden, die gleichen — oder mindestens vergleichbare — Voraussetzungen zum selbstbestimmten Leben mitbringen würden, wie sie die Mitglieder der Krüppelgruppe mittlerweile erworben hatten. Es zeigte sich jedoch sehr schnell, daß die Bewohner des Hauses Probleme und Konflikte hatten, die sie alleine nicht lösen konnten. Durch die räumliche Nähe — die Existenz der Tee-

stube im Erdgeschoß — wurden wir mit diesen Problemen konfrontiert und versuchten, sie gemeinsam mit den Hausbewohnern zu lösen.

Im Laufe der Zeit wurden einzelne Mitglieder der Krüppelgruppe immer häufiger von Behinderten auf Unterstützung bei der Lösung von Problemen z.B. mit der Wohnraumbeschaffung, mit Behörden — vor allem dem Sozialamt —, mit der Pflegeorganisation usw. angesprochen. Dies überstieg ziemlich schnell unsere Möglichkeiten und vor allem unser Zeitbudget, da alle diese Arbeit ehrenamtlich leisteten. So wuchs immer mehr die Idee, diese Arbeit zu professionalisieren und so auch möglichst vielen Behinderten zugänglich zu machen. Aus unseren Erfahrungen haben wir gelernt, daß die Fähigkeit, selbstbestimmt zu leben, nicht als selbstverständlich vorausgesetzt werden kann, sondern oftmals — z.B. nach jahrelanger Heimunterbringung — mit Unterstützung erst wieder gelernt werden muß.

Ende 1982 bekamen wir ein Papier mit dem Titel: „Aktion Autonom Leben (AAL), ein internationales Modellprojekt zum Aufbau und zur Verbreitung von ‚Centers for Independent Living‘ in der BRD und in Großbritannien“. Dieses Konzept war auf dem VIF-Kongreß (VIF = Vereinigung Integrationsförderung) „Behindernde Hilfe oder Selbstbestimmung der Behinderten“, der vom 24.—26.3.1982 in München stattfand, von Behinderten und befreundeten Experten aus England, Schweden und den USA entwickelt worden.

Wir lasen das Papier und dachten: „Das ist es! Das ist genau das, was wir uns immer vorgestellt haben: Krüppel bauen was auf für Krüppel, Krüppel bestimmen was läuft, und wie es läuft.“ Da wir stark interessiert waren, nahmen wir mit der VIF Kontakt auf und erfuhren bei der Gelegenheit, daß wir die einzigen waren, die sich außer den Münchnern noch für die-

ses Projekt interessierten.

Nach und nach gesellten sich noch andere interessierte Gruppen hinzu und schließlich waren es fünf: München, Heidelberg, Regensburg, Hannover und Bremen. Auf Treffen dieser Gruppen wurde der inhaltliche Rahmen des Projektes festgelegt, die Zielgruppe und die Arbeitsschwerpunkte (Helfervermittlung, Rechtsberatung, Wohnungsvermittlung, Mobilität, Schulung der Krüppel wie auch der Helfer) festgelegt. Auf diesen Treffen zeichneten sich auch bereits Konflikte ab, so z.B. hinsichtlich der Frage, wie schwer behindert jemand sein müsse, um mitarbeiten zu dürfen. Mußte die-/derjenige selbst pflegeabhängig sein oder reichte es, wenn sie/er „nur“ behindert war?

Problematisch war auch der stark hierarchische und zentralistisch auf die VIF in München ausgerichtete Aufbau des Projekts, der die Autonomie der regionalen Projekte gefährdete. Ebenfalls problematisch war die starke, auf raschen Erfolg orientierte Ausrichtung des Projektes auf eine sog. „Motivationselite“. Damit waren Krüppel gemeint, die schon sehr klare Vorstellungen von ihrem autonomen Leben haben und somit nur noch geringer Unterstützung bedurft hätten. Diejenigen, die „noch nicht weit genug“ sind, wären demnach unverrichteter Dinge wieder nach Hause, bzw. ins Heim zurückgeschickt worden. Dennoch wurde zunächst weiter gemacht.

Es sollten regionale Konzepte erstellt werden. Also setzten wir uns auf den Hosenboden und erstellten ein Projektkonzept für Bremen. Die anderen waren (fast) genauso fleißig wie wir, und so wurden in der Folgezeit die verschiedenen Konzepte diskutiert, auf sie im Einzelnen einzugehen würde hier jedoch zu weit führen.

Im Mai 1983 nahmen Mitglieder der genannten Gruppen — also auch unserer — an dem Independent-Living-Kongreß in den USA teil. Nach der Rückkehr standen wir dem Projekt wesentlich kritischer gegenüber, vor allem im Hinblick auf die Frage, ob es sinnvoll sein konnte, ein amerikanisches Modell mehr oder weniger unverändert auf bundesdeutsche Verhältnisse zu übertragen. Da die finanzielle Absicherung der meisten Behinderten in den USA schlechter als hier ist, sind sie gezwungen, sehr ökonomisch an die Lösung ihrer Probleme hinsichtlich der Pflegeabsicherung heranzuge-

hen. Dadurch werden oft Lösungen „gewählt“, die nicht mehr als autonomes Leben bezeichnet werden können, so z.B. wenn sich zwei Pflegeabhängige eine Hilfsperson teilen müssen, weil ambulante Pflege ansonsten nicht zu finanzieren ist.

Im Laufe des Sommers kamen uns immer mehr Bedenken. Hatten wir überhaupt die Basis, um ein derartiges Projekt aufzubauen? Oder begingen wir gerade den alten Fehler, etwas für andere anzuleiern ohne diese miteinzubeziehen, was uns selbst oft begegnet war? Als sich herauskristallisierte, daß das Projekt wirklich nur für eine Elite von Krüppeln nämlich die „Spätbehinderten“, sein sollte, wurde uns immer klarer, daß dies nicht mehr unser Projekt war. Das hatte nichts mehr mit den Behinderten zu tun, die unsere Hilfe in Anspruch genommen hatten.

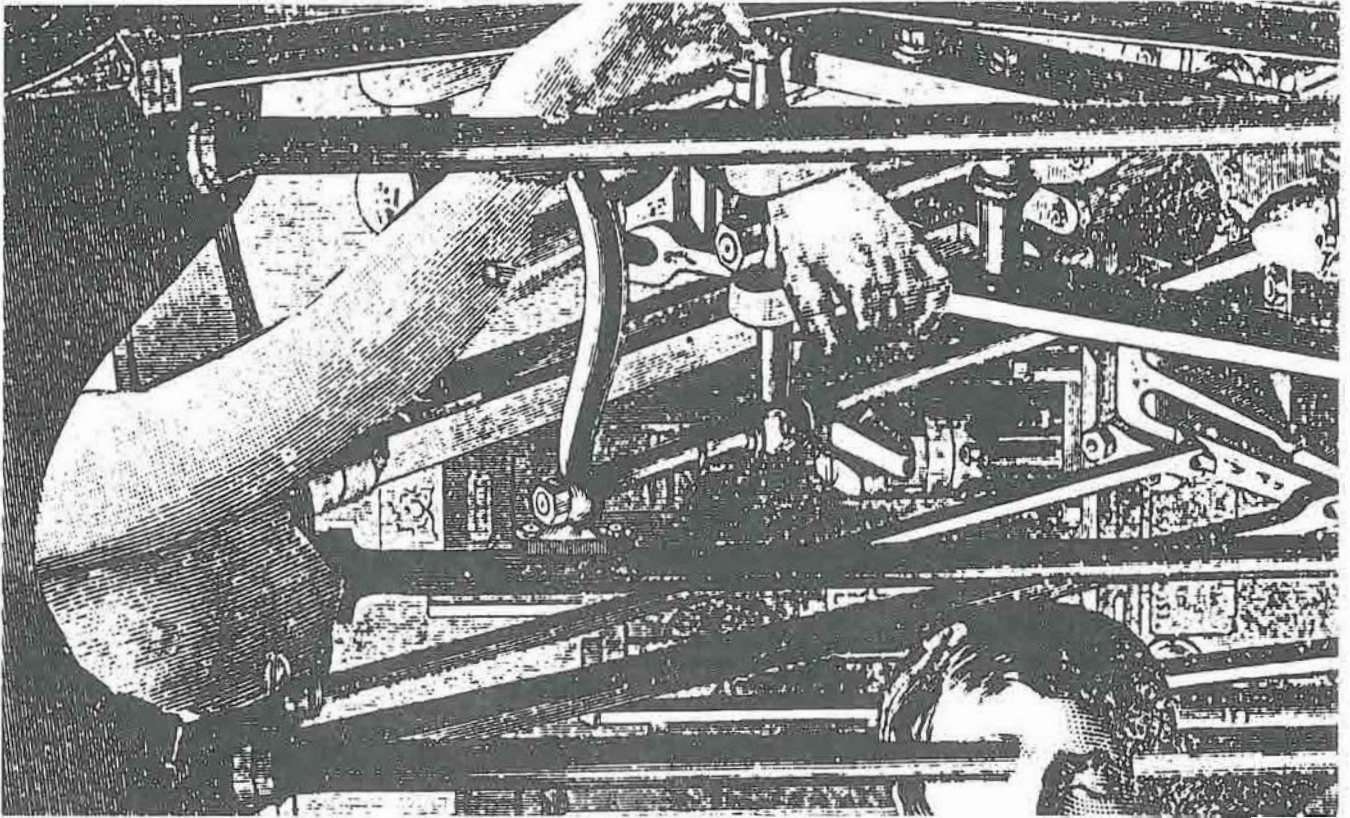
Aber im Sinne der Erfolgsorientierung der Münchner waren „Spätkrüppel“ natürlich eher „Erfolgsgaranten“ als z.B. Heimkrüppel, die in der Regel von Kindheit an nichts anderes als Bevormundung und Fremdbestimmung erfahren haben und so selbstbewußtes Auftreten und Handeln nicht lernen konnten. Dies erschwert natürlich zunächst ein Leben außerhalb des Heimes, zumal es sich die Behinderten oft selbst nicht vorstellen können. „Spätkrüppel“ haben dagegen wesentlich bessere Voraussetzungen für ein selbstbestimmtes Leben. Sie haben in der Regel schon eine Ausbildung und Berufserfahrung und sie wissen auch, wie ein selbstbestimmtes Leben abläuft, da sie es ja bis zum Eintritt ihrer Behinderung schon praktiziert haben. So sind sie auch als Krüppel wesentlich leichter für ein selbstbestimmtes Leben fitzumachen. Für uns stellte diese ausschließliche Orientierung auf diese Untergruppe eine durch nichts zu rechtfertigende Begünstigung einer Gruppe dar, die ohnehin schon bessere Voraussetzungen hat. Alle anderen wären herausgefallen. So stiegen wir Ende 1983 aus dem Projektzusammenhang aus. Wir hatten jedoch nach wie vor im Kopf, etwas aufzubauen, daß Behinderte bei der Realisierung eines selbstbestimmten Lebens unterstützt.

Nach diesen Erfahrungen mit einem überregionalen Projekt beschlossen wir, uns nun zunächst einmal auf die örtlichen Gegebenheiten zu konzentrieren. In der Folgezeit richtete der Bremer DPWV die Arbeitsgruppe „Ambulante

Hilfen für Behinderte“ ein. Neben Vertreter/innen der Dienstleistungszentren und anderer Träger, die im ambulanten Bereich tätig sind, nahmen auch wir an dieser Arbeitsgruppe teil. Ziel war, herauszuarbeiten, was in Bremen auf diesem Gebiet bereits geleistet wurde und wo Defizite bestanden. Dabei stellte sich heraus, daß die etablierten Organisationen den Bedürfnissen von Menschen mit einem hohen Pflegebedarf nicht gerecht werden können. Es wurde das Fehlen von Betroffenenberatung und Möglichkeiten zum Austausch unter Behinderten konstatiert, darüber hinaus ein großes Defizit im Hinblick auf die sozialrechtlichen Kenntnisse und Informationen, die benötigt werden, um die Finanzierung intensiver Pflegeverhältnisse durchzusetzen.

Auf der Basis dieser Erkenntnisse und unserer Vorstellungen entwickelten wir das Konzept für das Projekt „Selbstbestimmtes Leben“. Oberstes Ziel des Projektes sollte sein, Bedingungen zu schaffen, die auch stark pflegeabhängigen Menschen eine ambulante Pflege gewährleisten, die die gleiche Sicherheit wie im Heim bietet, ohne dessen Strukturmerkmale zu reproduzieren. Diese Merkmale sind im wesentlichen: **Bevormundung** durch Pflegekräfte und Einrichtungen, die über die gesamte Person verfügen; **Abhängigkeit** von der Hilfsbereitschaft anderer; **Einschränkungen** durch Dienstpläne, Zuständigkeiten, begrenzte Zeit und Aufgaben des Personals; **Isolation** durch Verlust der häuslichen Atmosphäre sowie der Kontakte zu Freunden und Bekannten; **Verarmung** durch die hohen Kosten der Heimunterbringung, wodurch die Betroffenen zu reinen Taschengeldempfängern werden, sowie die **Abwertung des sozialen Ansehens**, denn nur wer sich selbst helfen kann und zumindest nach außen hin selbständig ist, zählt etwas in dieser Gesellschaft.

Um diese Strukturen aufzubrechen, bzw. sie nicht zu reproduzieren, ist es notwendig, daß den Betroffenen die **Kompetenzen**, die zum Führen eines selbstbestimmten Lebens notwendig sind, zurückgegeben bzw., daß ihnen diese gar nicht erst genommen werden. Die **Finanzkompetenz**, d.h. das Verfügen über die finanziellen Mittel, von denen die Pflege bezahlt wird, ist eine der wichtigsten Voraussetzungen dafür, daß Pflegeabhängige über Art, Umfang und Ablauf der Pflege bestimmen können.



Sie haben dann auch die **Organisationskompetenz**, entscheiden also selbst über Art, Form und Zeitpunkt der Pflege. Dies ist sowohl in Heimen als auch bei Anbietern ambulanter Pflege nicht möglich, da diese bestrebt sind, mit ihren Dienstplänen den möglichst effektiven Einsatz ihrer Helfer zu gewährleisten. Dabei wird auf die Bedürfnisse von Einzelpersonen nur sehr begrenzt Rücksicht genommen. Damit hängt auch die **Personalkompetenz** zusammen, womit gemeint ist, daß Pflegeabhängige selbst darüber entscheiden können, wer sie pflegt und diese Personen gegebenenfalls auch entlassen können. Die Personalkompetenz wäre am besten gewährleistet, wenn die Pflegeabhängigen vollständig die Arbeitgeberfunktion übernehmen würde, statt daß sie — wie bisher üblich — beim Träger der Dienstleistungen liegen. Für die dann anfallenden Arbeiten und Entscheidungen bietet die Beratungsstelle ihre Unterstützung an. Eine weitere wichtige Voraussetzung für ein selbstbestimmtes Leben pflegeabhängiger Menschen ist die **Anleitungskompetenz**. Die Pflegeabhängigen wissen selbst am besten, welche Art von Pflege sie brauchen. Pflegeabhängi-

ge Menschen müssen deshalb in die Lage versetzt werden, ihre Helfer selbst anzuleiten. Das beinhaltet unter anderem das Artikulieren-Können von Bedürfnissen, aber auch die Fähigkeit, Helfern gezielt die benötigten Informationen geben zu können. Deshalb muß die Schulung der Betroffenen an oberster Stelle stehen, statt — wie üblich — nur die Helfer im Umgang mit Pflegeabhängigen auszubilden. Damit soll die Dominanz der Helfer vermieden werden, die allzu häufig bestimmen wollen, was gut für die Pflegeabhängigen ist, ohne die Besonderheiten der Person zu berücksichtigen.

Ein selbstbestimmtes Leben führen zu können, setzt auch voraus, daß die entsprechenden Personen die **Raumkompetenz** haben, also im Gegensatz zur Heimunterbringung selbst entscheiden können, wo, wie und mit wem sie leben wollen. Für ein befriedigendes Leben sind jedoch nicht nur gute äußere und technische Bedingungen entscheidend, sondern auch der Kontakt zu anderen Menschen. Deshalb muß jede/r die **Sozialkompetenz** haben, also die Möglichkeit und Fähigkeit die eigene Teilnahme am gesellschaftlichen Leben gestalten

zu können und z.B. Kontakte zu Freunden und Bekannten begründen und aufrechterhalten zu können. Auch die Sozialkompetenz wird durch den zirkulären Entmündigungsprozeß in den Institutionen verlernt bzw. gar nicht erst erlernt. Sie setzt sowohl Selbstbewußtsein und das Interesse, mit anderen Kontakt aufzunehmen als auch **Mobilität**, die durch die Umrüstung des öffentlichen Personennahverkehrs gewährleistet werden muß, voraus.

Das Projekt „Selbstbestimmtes Leben“ will daran mitwirken, daß den Betroffenen die o.g. Kompetenzen zurückgegeben werden bzw. erhalten bleiben und gefördert werden. Unser Ziel ist dabei auch, durch Hilfeleistungen für einzelne die materiellen Voraussetzungen dafür zu schaffen, daß die Behinderten ihre Interessen selbst wahrnehmen und vertreten, indem sie sich z.B. solidarisieren und auch politisch aktiv werden. Unsere Arbeit könnte deshalb auch als „politische Dienstleistung“ bezeichnet werden.

Für ein Leben außerhalb des Heimes müssen vor allem vier Dinge gewährleistet sein: ausreichend Geld, eine geeig-

nete Wohnung, Menschen, die die Pflege erbringen und ausreichende Mobilität. Unsere Arbeit besteht nun darin, in Zusammenarbeit mit den Betroffenen, diese Voraussetzungen zu schaffen. Es ist dabei sehr wichtig, daß die Beratungen von ähnlich oder gleich Betroffenen durchgeführt werden. Wenn die Beratung nicht durch einen „weisen“ und „allwissenden“ Nichtbehinderten hinter einem distanzierenden Schreibtisch durchgeführt wird, löst die Beratungssituation weniger Angst aus. Darüber hinaus werden die Betroffenen dazu ange-regt, ihre eigenen Grenzen zu überschreiten, da auch die Grenzen der Beraten- den deutlich werden. Die Beraten- den müssen den Ratsuchenden vermitteln können, daß ihre Fortschritte auch für andere zu erreichen sind. Sie üben so auch eine Art Vorbildfunktion aus, die Unvoll- kommenheiten nicht verschweigt.

Neben der Beratung der Betroffenen kann auf Wunsch auch die Beratung der Familien oder Partner unter dem Aspekt der **Betroffenenberatung** durchgeführt werden. Dabei ist es unser Ziel, das soziale Umfeld für mehr Selbstbestim- mung Behinderter zu sensibilisieren. Wichtig ist hier auch der Austausch zwischen Eltern behinderter Kinder oder Partnern Behinderter.

Zur Finanzierung eines selbstbestimm- ten Lebens Pflegeabhängiger außerhalb des Heimes müssen viele Anträge gestellt, Widersprüche geschrieben, Behör- den aufgesucht und vieles mühsam durchgesetzt werden. Die Beratung durch die Sozialbehörden ist schlecht und vor allem durch das Interesse geprägt, Geld zu sparen. Darum ist eine qualifizierte **Beratung in sozialrechtli- chen Fragen**, insbesondere im Rehabilitations- und Pflegerecht von entscheidender Bedeutung. Alle Mitar- beitenden des Projektes wissen dies aus eigener Erfahrung. Es kommt uns dabei nicht nur auf die reine Informationsver- mittlung und die direkte Hilfestellung an, sondern auf das Erlernen von Durchset- zungsstrategien gegenüber Behörden. So ist es z.B. ein Grundprinzip, derartige Verhandlungen nie alleine, sondern, wenn möglich, in Begleitung kompeten- ter Freunde oder Bekannter zu führen.

Die **Wohnberatung**, bzw. Hilfe und Unter- stützung bei der Suche und/oder Um- gestaltung einer den individuellen Be- dürfnissen entsprechenden Wohnung, steht in der Regel am Anfang des Weges zu einem selbstbestimmten Leben. Dies

ist jedoch in Bremen besonders schwie- rig. Die Wohnungshilfe des Sozialamtes hat das Monopol für die Vermittlung be- hindertengerechter Wohnungen. Die dort durchgeführte Tätigkeit ist noch am ehesten mit „Verwaltung des Mangels“ zu bezeichnen. Die Wohnungshilfe sorgt weder für die Schaffung ausreichenden behindertengerechten Wohnraumes, noch erfolgt die Vermittlung nach über- prüfbar rationalen Kriterien. Besondere Wünsche bezogen auf Lage und Aus- stattung der Wohnung werden als unan- gemessene Zumutung empfunden, und es sind bis heute noch nicht einmal Be- darfsfeststellungen erfolgt.

Das Projekt „Selbstbestimmt Leben“ will deshalb langfristig eine eigene Woh- nungsvermittlung aufbauen. Durch die Zusammenarbeit mit Wohnungsbauge- sellschaften und -maklern, die Ermitt- lung des Bedarfs an behindertenge- rechten/-freundlichen Wohnungen so- wie eine intensive Öffentlichkeitsarbeit zur Schaffung eines diesbezüglichen Problembewußtseins wollen wir zur Er- höhung des Bestandes und zur Bedarfs- deckung beitragen. Auf politischem We- ge streben wir die Veränderung der Lan- desbauordnung an, um zu erreichen, daß bei allen Neu- und Umbauten die Erdgeschoßwohnungen behinderten- freundlich gestaltet werden.

Wir beraten auch bei der **Pflegeorganisa- tion**. Ursprünglich hatten wir eine ei- gene Helfervermittlung geplant, auf die wir jedoch aus mehreren Gründen ver- zichteten. Zum einen gibt es in Bremen ein relativ gut ausgebautes Netz sog. Dienstleistungszentren in den Stadttei- len, deren Aufgabe die Vermittlung von Helfern ist, so daß eine zentrale Helfer- vermittlung eine Umkehrung der Regio- nalisierung gewesen wäre. Uns erschien es als besserer Weg, durch ständige For- derungen an diese Institutionen deren Angebot zu qualifizieren. Der Verzicht auf eine eigene Helfervermittlung erfolgte vor allem jedoch, um unsere Unabhän- gigkeit als Anwälte der Betroffenen nicht zu verlieren. In dem Augenblick, in dem man ambulante Hilfen anbietet, unter- liegt man automatisch Sachzwängen, denen man auch bei den besten Vorsät- zen nicht enttrinnen kann. Ein ambulan- ter Hilfsdienst muß kostendeckend ar- beiten, d.h. er muß an einem möglichst effektiven Einsatz seiner Helfer interes- siert sein. Dies bedeutet aber, daß sich bereits die Beratung am optimalen Hel- fereinsatz orientiert. Dieses birgt bereits

die Gefahr, Pflegeabhängige zu entmün- digen und zu bevormunden in sich. Hin- zu kommen die Verhandlungen mit den Kostenträgern über Pflegesätze oder an- dere Formen der Finanzierung ohne Be- teiligung der Betroffenen.

Die Dienstleistungszentren sind aller- dings mit der Organisation intensiver Pflegeverhältnisse überfordert. Unsere Arbeit wird auch darin bestehen, in Zu- sammenarbeit mit den bestehenden Stellen und den jeweiligen Pflegeabhän- gigen die Pflege so optimal wie möglich zu organisieren. Da die Organisation der eigenen Pflege — vor allem bei hohem Pflegebedarf — sehr kompliziert und zeitintensiv ist, bieten wir den Betroffe- nen Unterstützung z.B. bei der Abrech- nung mit dem Kostenträger an. Wenn Pflegeabhängige selbst die Arbeitgeber- funktion übernommen haben, wäre Un- terstützung bei der Buchführung, bei der Abführung der Arbeitgeberanteile, der Sozialversicherung für die Angestellten und dergleichen mehr möglich. Durch dieses Angebot kann den Pflegeabhän- gigen die Angst vor der Arbeitgeberfun- ction genommen werden, wobei dies aller- dings nur eine von mehreren Möglichkei- ten ist, die eigene Hilfe zu organisieren.

Voraussetzung für den Mut und die Ent- scheidung, außerhalb des Heimes leben zu wollen, ist oft die **Sicherheit ambu- lanter Pflege**. Besonders wichtig ist es daher für uns, unsere Vorstellungen und die vorhandenen Möglichkeiten in die Heime hineinzutragen. Dadurch wird für viele ein Leben außerhalb des Heimes überhaupt erst vorstellbar.

Gerade in den Heimen steht man aber diesen Ideen sehr skeptisch gegenüber. Als Argument gegen den Auszug aus dem Heim wird in der Regel die Schwere der Behinderung der Heimsassen an- geführt, nach dem Motto: „Unsere Be- hinderter können das nicht, die brau- chen ja Pflege rund um die Uhr!“. Nicht nur die Heimleitung vertritt dies, sondern auch die Mitarbeiter machen sich diese Argumentation bereits nach kurzer Zeit zu eigen und eine Vorberetung für ein Leben „draußen“ findet daher nicht statt, vielmehr wird den Bewohnern im- mer wieder dessen Unmöglichkeit vor Augen geführt, verbunden mit der Be- hauptung, daß es ihnen nirgends so gut gehen könne wie eben in diesem Heim.

Volle Belegung und hohe Pflegesätze sind die wirtschaftlichen Ziele dieser Ein- richtungen. Indem wir gleichzeitig Alter-

nativen zur Heimunterbringung aufzeigen und auf der politischen Ebene die pauschalen Pflegesätze bekämpfen, wollen wir eine Umstrukturierung und langfristig die Auflösung der Heime, wie sie heute existieren, erreichen. Umstrukturierung kann z.B. heißen, daß Behinderte, die nicht aus dem Heim ausziehen wollen auch dort die Möglichkeit erhalten, über ihr Leben mitzubestimmen, z.B. bei der Auswahl des Pflegepersonals oder der Gestaltung des Tagesablaufs.

Große Bedeutung kommt der **Schulung und Weiterbildung von Betroffenen und Helfern** zu. Den Betroffenen sollen dabei vor allem die o.g. Kompetenzen vermittelt werden. So werden dort praktische Fragen wie: „Wie finde ich einen Helfer?“, „Wie kann ich die notwendigen Tätigkeiten bei mir kurz und leicht verständlich abschreiben?“, „Wie führe ich ein Einstellungsgespräch?“ und dergleichen mehr, z.T. in der Form von Rollenspielen, behandelt.

Bei der Schulung der Helfer geht es um eine kritische Reflexion der eigenen Rolle und des eigenen Verhaltens der Pflegeabhängigen gegenüber. Dazu gehören z.B. die Fragen der Gewalt in Pflegeverhältnissen, der Abhängigkeit und Ohnmacht der Gepflegten bzw. der Dominanz und Macht der Helfenden oder umgekehrt, des Ekels und der Abwehr bei persönlichen Hilfen und der Akzeptanz und Fairness im Arbeitsverhältnis.

Im Projekt „Selbstbestimmt Leben“ sind fünf Mitarbeiter zunächst auf ABM-Basis angestellt: je eine Büro- und Verwaltungskraft, zwei Sozialpädagoginnen und ein Jurist. Alle in der Beratung tätigen Mitarbeiter sind selbst behindert.

Außer der Finanzierung der Lohnkosten erhalten wir derzeit keinerlei finanzielle Unterstützung. Sogar die Finanzierung der Arbeitsplatzanpassung an die besonderen Bedürfnisse der behinderten Mitarbeiter/innen wird verweigert. So streben wir zum einen eine angemessene Finanzierung dieser Ausgaben an, zum anderen aber auch eine ABM-unabhängige Finanzierung des gesamten Projektes, um unsere Arbeit auch langfristig abzusichern.

Bereits in der kurzen Zeit unserer Tätigkeit ist der ungedeckte Beratungsbedarf in diesem Bereich offensichtlich geworden. Die aktuelle Situation in der ambulanten Pflege kann nach unseren Erfahrungen nur als mangelhaft bezeichnet

werden. Dies gilt vor allem hinsichtlich der Qualität, aber auch hinsichtlich der Quantität des Pflegeangebotes.

Natürlich hatten wir jede Menge Anlaufschwierigkeiten. Als die ABM-Stellenbewilligt waren, erwies es sich als außerordentlich schwierig, sie zu besetzen, Krüppel mit den entsprechenden Qualifikationen zu finden. Hinzu kam eine äußerst beengte Raumsituation, anfänglich saßen wir zu fünf in einem Raum! Das hat sich inzwischen entzerrt, größere Räumlichkeiten bedeuten aber auch immer höhere Kosten, deren Abdeckung bei einem Projekt, das sich nur aus ABM-Mitteln finanziert, schwer zu sichern ist. Unsere derzeitigen Mietkosten werden zu 50 % vom Senator für Soziales bezuschußt, darüber hinaus haben wir z.Zt. einen Antrag auf Bezuschussung der

haft ansteigen, die meisten wegen Problemen mit Behörden und/oder Sachbearbeitern. Aus diesem Grund ist es auch sehr wichtig, für ein solches Projekt, jemanden mit juristischem Sachverstand — am besten eine/n Jurist/in — im Team zu haben. Bei der Abklärung der juristischen Fragen zeigt sich dann oft, daß sich hinter diesen reinen Sachfragen noch ganz andere Probleme verbergen.

Viele Anfragen bezogen sich auch auf Möglichkeiten zur Freizeitgestaltung. Dabei geht es vor allem darum, unabhängig von Heim und Familie selbständig Erfahrungen mit anderen machen zu können. Die bestehenden Angebote beziehen sich meist auf eine bestimmte Behindertengruppe und sprechen die gleichen Behinderten an, die schon im Alltag zu-

Nähere Auskünfte erteilt: Beratungsstelle für Pflegeabhängige, Behinderte und deren Angehörige Ostertorsteinweg 98, 2800 Bremen 1 Telefon: (0421) 70 44 09

laufenden Kosten (Telefon, Porto, ...) gestellt, zumal diese Kosten doch um einiges höher liegen, als wir anfänglich dachten.

In der Arbeit hat sich gezeigt, daß eine gute und kontinuierliche Öffentlichkeitsarbeit sehr wichtig ist, sozusagen das A und O. Anlässe, an die Öffentlichkeit zu gehen, gibt es bei der derzeit praktizierten Sozialpolitik ja genug! Unser größter „Knüller“ war bis jetzt, daß wir unrechtmäßige Anrechnungsverfahren beim Pflegegeld öffentlich gemacht haben. Derartige Veröffentlichungen ließen die Zahl der Ratsuchenden immer sprun-

sammen sind. Außerdem sind sie häufig pädagogisch strukturiert. Die eigene Gestaltung und der ungezwungene Erfahrungsaustausch bleiben auf der Strecke. Auch die gezielte Auseinandersetzung mit der eigenen Behinderung kommt zu kurz. Wir streben eine Konzeption an, die diese Elemente miteinander verbindet. **Selbstbestimmt Leben** soll zum Ausgangspunkt einer Bewegung werden, die Krüppel mehr **Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen** vermittelt und zu einer breiteren Bewegung zur Durchsetzung der eigenen Interessen und zur Beseitigung der Diskriminierung beiträgt. ■

Einige Überlegungen

zum Artikel von Günter Raabe in der
Los Nr. 15

Lisi Hagleitner
Wolfgang Weber

Interessiert machten wir uns als NBH
(= Nichtbehinderte) an den Artikel des
NHB Raabe.

Während des gesamten Artikels fehlt uns bei sämtlichen Ausführungen die Differenzierung zwischen körperlicher und geistiger Behinderung, sowie zwischen den verschiedenen Graden der einzelnen Behinderung. Das Thema lautet "Paarbeziehungen im Heim. Eine Lebens- und Wohnform für geistig und körperlich behinderte Menschen." Der Artikel bezieht sich aber immer wieder ausschließlich auf die Sexualität bei geistig Behinderten (auch hier ohne jegliche Differenzierung, obwohl eine solche anfangs zwar angedeutet, später jedoch nicht mehr aufgegriffen wurde), wobei es dann zu Pauschalfeststellungen, Pauschal tips und Pauschalhinweisen kommt, die jedoch allgemein gar nicht zutreffen können.

Zustimmung kommt auf, wenn der Autor schreibt, daß ein "wesentlicher menschlicher Trieb der Geschlechtstrieb ist" (S 33) und der Sexualtrieb nie "als separater Teil des Daseins angesehen werden kann, sondern nur im Ergebnis aller menschlicher Reaktionen betrachtet werden muß." (S 34) Folgerichtig daher auch der Schluß von Raabe, daß "es nicht stimmt, wenn man sagt: Der BH (=Behinderte) hat keine Sexualität, er ist geschlechtsneutral." (S 34)

Nach wenigen weiteren fortschrittlichen Aussagen hagelt es dann - unserer Meinung

nach - nicht haltbare Aussagen, von denen wir nur einige anführen möchten:

a) Der Wunsch bei BH nach einer (Zweier-)Beziehung entspreche "Durchwegs dem Nachahmungstrieb" (S 35). BH hätten nur deswegen den Wunsch nach Austausch von Zärtlichkeiten, Ehe und Kindern, weil es ihnen von NBH vorgezeigt wird. (???)

b) Die Ehe wird von Raabe als oberste und edelste Form der Paarbeziehung dargestellt, daneben scheint es nichts geben zu dürfen: "Die bewußt gelebte Paarbeziehung, in Form der Ehe als Lebensgemeinschaft, hat alle Merkmale, die in einem Prozeß der Normalisierung und Eingliederung behinderter Menschen Partnerschaft ermöglicht." (S 35)

c) Seine Stellung zu BH scheint uns zumindest problematisch, titulierte er doch BH-Betreuer als "Erzieher", der den BH erklären muß!, was sie dürfen etc. (S 36). Wir gewinnen daraus doch zumindest den Eindruck, daß er BH nicht als gleichwertige Menschen akzeptiert, eher als solche, die einer "Führung bedürfen" (und nicht Hilfe und Unterstützung).

d) Eine Beziehung zwischen BH sieht er als Symbiose und definiert diese so: "Symbiose ist ein Zusammenleben ungleicher Lebewesen zum beiderseitigen Nutzen." (S 40) Die Anwendung von Biologismen à la Konrad Lorenz zur Beschreibung von menschlichen Lebensformen erinnert uns an eine 1000-jährige Zeit, die heute immer als längst überwunden dargestellt wird. Es scheint, dem ist doch nicht so!?

e) Seine Positionen zu Homosexualität und Onanie zeugen auch von einer (zumindest für uns) verstaubten Einstellung: Homosexualität führe zu Schuldgefühlen, psychosomatischen und neurotischen Stö-

rungen (S 41) und "übermäßige Selbstbefriedigung" zu mangelndem Gruppenbewußtsein und sozialer Unverträglichkeit!?
(S 41) Die Nähe zu einer unter Woytila, Groer und Krenn wieder belebten rigiden Moral drängt sich da in unser Bewußtsein.

f) Die Reduzierung der Sexualität auf eine Instinkthandlung, die aufgrund von endogenen Reizen ausgelöst wird und in einer "animalischen Entlastung, dem Orgasmus" (S 41) endet, erinnert in ihrer Argumentation an das Buch "Sollen-Können-Dürfen BH heiraten?" (Kluge K.J. Leo Sparty, Bonn 1977), welches ja nicht

gerade durch eine kritische Einstellung zum Thema Sexualität und Behinderung auffällt.

g) "Wir können von BH keine größere Ethik verlangen als von uns selbst. Auch bei ihnen darf (sic!) eine Verbindung zerbrechen, wenn deutlich wird, daß die Gegensätze zu groß sind." - Darf - schon allein der Gedanke, daß BH nicht dürfen/könnten, ruft bei uns die Annahme hervor, daß dies für Raabe keine Selbstverständlichkeit ist. Warum sollte es bei BH anders sein? Sind sie andere Menschen als wir (NBH)? Sind sie menschlich anders als wir (NBH)?

GESUCHT **** GESUCHT

WER Behinderte und Nichtbehinderte Jugendliche und Junggebliebene für die Mitgründung einer Wohngemeinschaft.

Alle Leute die Lust haben am Aufbau mitzuarbeiten.

WAS Eine rollstuhlgerechte Wohnung oder ein Haus in der Stadt Salzburg mit 6 Zimmern, einem großen Wohnzimmer oder geräumiger Wohnküche, sowie Bad und WC zu mieten. Die Räumlichkeiten sollten möglichst ebenerdig gelegen oder mit einem Lift erreichbar sein.

WER SIND WIR
Wir sind ein gemischter Arbeitskreis Behinderter - Nichtbehinderter der konkret gelebte Integration im Alltag verwirklichen möchte.

WAS WIR WOLLEN

Eine Wohngemeinschaft in der soziales Lernen ALLER Mitbewohner gefördert wird.

- mit dem Recht auf Selbständigkeit
- Entfaltung und Gestaltung seines Lebens
- Wohnen lernen
- Sinnvoll Freizeit gestalten
- GLEICHEN STATUS FÜR ALLE BEWOHNER

Kontaktadresse: Scheipl Josef
5203 Köstendorf 127

h) Außerdem stört uns das wiederholte Zurückgreifen auf die Umwelt. "(...) befähigt sind, daß sie ihrer Umwelt ein annehmbares zu akzeptierendes Verhalten zeigen (...)" (S 36). "(...) alles das, was den Normen und Wertvorstellungen in unserem Kulturkreis nicht entspricht, entschieden abgelehnt und nicht geduldet wird." (S 44). Diese Sätze erwecken den Eindruck, daß die Umgebung, die Gesellschaft bzw. geltende gesellschaftliche Normen maßgebend sind und nicht eine die BH erfüllende Sexualität. Es sei denn, sie entspricht diesen Normen.

Daß vielmehr auch die Umgebung, daß wir unsere Einstellung, nicht nur bzgl. Sexualität bei BH, sondern auch gegenüber unserer eigenen Sexualität hinterfragen, daß die gesellschaftlichen Normen, Zwänge ... hinterfragt werden könnten/müßten, scheint überhaupt nicht zur Debatte zu stehen. Vielmehr scheint gesellschaftliche Anpassung gefragt zu sein!! Dürfen BH ihre Sexualität nur mit einem ständigen Seitenblick auf die Reaktionen ihrer Umgebung entfalten?

Ebenfalls zum Artikel

"Paarbeziehungen im Heim"
von Günter Raabe (LOS 15)

Isolde Klien

"Ziel und Grenze unseres Verhaltens (in Bezug auf Sexualität) muß die Zufriedenheit der Behinderten sein aufgrund der

Bedürfnisse, die sie selbst entwickeln" ist für mich die wichtigste Aussage des Artikels. Wir als NB dürfen den geistig BH nicht Wünsche aufreden, die sie nicht haben. In ihrer Jugend wurden sie viel weniger mit Partnerschaft und Sexualität konfrontiert, da niemand daran dachte, daß auch sie dazu fähig sind, eine gute - oder schlechte - Partnerschaft zu führen, wie wir NB auch. Ebenso dürfen wir nicht erwarten, daß sie sich an einen anders-geschlechtlichen Partner treu binden. Denn wie schaut es bei den NB aus? Sind wir in der Lage, eine befriedigende Partnerschaft und reife Sexualität zu erleben? Wahrscheinlich nur wenige! Aber wir können den BH verbal mitteilen, wie sie in einer Beziehung reifer und ausgeglichener werden können. Vielleicht können sie unser praktisches und oft nur theoretisches Wissen in ihre Praxis umsetzen.

Sehr gut finde ich G. Raabe's Hinweis auf die nichtgenitale Sexualität, denn Sexualität ist nicht nur Geschlechtsverkehr, sondern auch eine Form der Kommunikation.

Die Paarbeziehungen des Heimes scheinen sehr positiv zu sein, nur hatte ich während des Lesens oft das Gefühl, daß (vielleicht unbewußt) vermittelt wird, daß nur eine gute geistige und körperliche Beziehung richtig glücklich machen kann.

Als ich in der Vorarlberger Lebenshilfe arbeitete, sind wir zwar nicht so offen mit Sexualität umgegangen, wie man könnte, aber Umarmungen und Küßchen waren immer erlaubt und für viele war diese Art der Sexualität schon ausreichend. Masturbation wurde ziemlich oft praktiziert (auch bei stark geistigen BH) und manche tauschten Zärtlichkeiten mit gleichgeschlechtlichen Freunden aus. Sie wählten die einfachsten Formen und es liegt an uns, ihnen mehr Möglichkeiten zu bieten, viele Frauen/Männer zu treffen. Dann wird es für sie leichter, dauerhafte Freundschaften zu schließen. Äußern sie als Folge davon den Wunsch des Zusammenlebens, sollten wir es ihnen ermöglichen.

Über die Schwierigkeit, einen Brief zu beantworten

Von der Schwierigkeit über Sexualität zu schreiben.

Antwort auf die Reaktionen meines Artikels im LOS 16 -

Helmut Schiestl

Betroffen gemacht haben mich die Reaktionen auf meinen Artikel im letzten "LOS" und den darin enthaltenen Vorschlägen betreffs einer direkten Sexualhilfe - nicht nur für Behinderte!

Betroffen deshalb, weil hier mit einer Hilflosigkeit reagiert wird, die mich beinahe schon an jenes "betroffene lachen" verschiedener Menschen - nicht nur Halbstarke! - auf der Straße über mein Aussehen erinnert.

Wenn etwa Volker in seiner Einleitung bemerkt, daß es darum geht, daß der behinderte Erwachsene gerade jene Erfahrungen machen soll, die ihm als Kind oder als Jugendlicher verwehrt worden sind, eben von jener Gesellschaft, mit der er ja auch als Erwachsener zu tun hat, und die ihm bestätigen würden, daß nicht sein körperlicher Mangel die Ursache eben jener Nicht-Erfahrung ist, dann versucht er damit sozusagen die Quadratur des Kreises, habe ich in meinen Ausführungen doch davon geschrieben, daß ich als Betroffener eben jene Erfahrungen nicht gemacht habe und nichts darauf hindeutet, daß ich sie mit jetzt vierunddreißig Jahren noch machen werde.

Was nützt mir ein Recht auf Sexualität, wer immer es aussprechen mag, wenn ich es von niemanden gewährt bekomme, einfach

weil - in meinem Falle - keine Frau in der Lage ist, gegen ihre eigenen Gefühle zu handeln.

Um was es geht ist der freie Blick auf die Dinge, freigestellt von jeglicher Ideologie, sei diese nun christlich oder marxistisch, wenn ein Mensch leidet, dann muß ihm geholfen werden. Mit schönen Worten ist das nicht getan.

Ich bin mir vollends bewußt darüber, daß eine Prostitution zu Sozialtarifen für Menschen, die mit ihrer Sexualität Schwierigkeiten haben, keineswegs nur Behinderte! - eine auf gegenseitiger Zuneigung aufbauende Partnerschaft nie ersetzen wird können, aber sehr wohl eine Hilfestellung für jemand sein kann, für den - aus welchen Gründen auch immer - ein sexueller Kontakt nicht zustande kommen kann.

Wenn ich ständig sexuell frustriert werde, so wird die Folge davon sein, daß ich mich immer mehr verkrampfe, mein Leidensdruck wächst an, ich konzentriere mich immer mehr auf eben jene Sexualität, die mir so immer mehr zu einem Phantom wird, das ich nicht kriegen kann, je mehr ich suche, je weniger finde ich, das Ende ist eine psychische Katastrophe.

Habe ich hingegen die Möglichkeit, meine Sexualität gegen ein geringes Entgelt auszuleben, wird der Leidensdruck geringer werden, ich werde mich freier fühlen, ungezwungen dem anders geschlechtlichen Partner gegenüber.

Genau jene Dynamik, von der in diesem Zusammenhang immer wieder die Rede ist, nämlich die Dinge von vorne herein schwarz zu sehen, jenes self-fulfilling-prophecy kann so durchbrochen werden.

Was sich jeder gesunde und halbwegs gut aussehende Nichtbehinderte jederzeit leisten kann bzw. was ihm ermöglicht wird, wenn er in eine Disco oder auf eine Fete geht, nämlich sexuelle Kontakte, wird dem Verunstalteten oder Behinderten verunmöglicht. Das zu hinterfragen, die Mechanismen, die da dahinterstehen, mag zwar interessant sein, doch wird es mir am Ende nicht viel nützen, es wird meine Probleme nicht lösen.

Hier mit Religion zu kommen oder mit einer Vergeltung in einem jenseits oder einem besseren Karma, halte ich für puren Zynismus.

Unsere Gesellschaft scheint mir hier in einer Schizophrenie zu leben, auf der einen Seite nämlich wird eben einer gar nicht so unerheblichen Minderheit die Sexualität verwehrt, andererseits beschäftigt sie sich mit dieser in einer abstrahierten Form. Es gibt ja bereits ein Dutzend Bücher und Filme zu diesem Thema, Lehrveranstaltungen werden darüber abgehalten. Dabei ist doch eines klar, wird die Sexualität des Behinderten erst zum Gegenstand des Forschens und des Wissens, des "Diskurses" - Foucault - erhoben, so ist sie damit aus ihrem natürlichen Zusammenhang genommen, sie ist so fürs erste unschädlich gemacht, d.h., ich brauche mich als Betroffener mit ihr nicht mehr d i r e k t auseinanderzusetzen.

Wenn Leute auf der Straße über mich lachen, so kann ich dagegen wenigstens noch eine Gegenstrategie entwickeln, wenn mir hingegen eine Frau Zärtlichkeiten vermittelt, von denen ich nicht weiß, ob sie ehrlich sind oder bloßes Mitleid, und das ganze klärt sich dann nicht auf, so ist das für mich anders als die kontinuierliche Erfahrung von Hilflosigkeit, die mich erdrückt, unfähig macht, überhaupt noch auf irgend etwas zu reagieren. Somit werden Konflikte nicht gelöst, sondern aufgeschoben.

Das zu problematisieren, war das Anliegen meines Artikels. Hier gilt es nichts zu beschönigen und zu verklären. Von einer

Liebe zu reden, die eines Tages vom Himmel fällt, sozusagen auf die Märchenprinzessin zu warten, halte ich für unerträglich.

Der Frage von Sibylle Kecht, wie Frauen "plötzlich unbefangen auf Männer zugehen sollen" möchte ich schlichtweg die Tatsache entgegenhalten, daß sie es nicht tun - umgekehrt wahrscheinlich auch nicht und dagegen müßte etwas getan werden.

PS: Seit der Abfassung meines oben erwähnten Artikels ist nun bereits wieder fast ein Jahr vergangen, und zu meinem eigenen Bedauern muß ich feststellen, daß mir die Zeit nur Recht gegeben hat, soll heißen, die von mir aufgezeigte Problematik hat sich nicht im geringsten geändert. Ein Umstand, der beachtet werden sollte.■



Folgender Beitrag wurde für Studierende geschrieben, die an einer Lehrveranstaltung mit dem Thema

“Sexualität und Behinderung”

am Institut für Erziehungswissenschaften der Uni Innsbruck teilnahmen. Die Lehrveranstaltung wurde von Volker Schönwiese und Irene Lauschmann durchgeführt. Die Themen entsprachen in etwa dem Inhalt von LOS 15. Über die Erfahrungen mit der Lehrveranstaltung wird in LOS noch weiter berichtet werden.

Volker Marini

Liebe Studentenschaft!

Wie gewöhnlich bei mir weiß ich noch nicht, was ich sagen will. Zuerst muß ich sagen, daß ich nur unverständlich sprechen könnte. Wenn ich den ersten Satz vollendet habe, weiß ich schon nicht mehr, was folgen soll.

An und für sich lebe ich recht gerne (fast so wie ein Clochard). Zum ersten mal erlebe ich nun auf der Uni eine Vortragsreihe, und mir kommt diese Form der Weiterbildung sehr interessant vor. Als behinderter Mensch muß ich dennoch eine kleine Kritik anbringen. Ich möchte ihre ehrliche Meinung hören und wissen, warum Sie so fürchterlich angepaßt sind. Sie haben Filme gesehen. Haben Sie nicht die Nase gerümpft? Besonders bei dem über "Behinderte Liebe". Sie sagen: "Selbstverständlich können auch Behinderte ihr Sexualleben haben, aber bitte ohne mich". Bei dem, aktiven, schönen Ex-Vietnam-Krieger (aus dem Film "coming home") wird es wohl klarer, was für ein Klischee-Bild von Behinderten existiert. Weil sie schon in der nächsten Generation leben, würde

mich ihre Denkungsart interessieren. Glauben Sie z.B., Sterilisation wäre gut? Oder Krüppel sollten mit Krüppeln ..? Oder ein Freudenhaus im Grünen? Ich weiß, daß das ein sensibles Thema ist, bei dem tausend Punkte zusammenstimmen müssen. Und ich glaube auch, daß dieses Thema unlösbar sein wird.

27.1.1988

Noch immer weiß ich nicht, was ich bin. Grundsätzlich glaube ich einfach, daß ich nicht fähig bin, dauernd mit einem Partner zu leben. Gerne möchte ich dies und das, den Beischlaf genießen, um dann wieder davonzulaufen. So baue ich Komplexe auf oder zerrede alles. Leicht schizophren, was ?

Auch glaube ich, daß ich mich seit meiner Pubertät, wo ich noch gesund war, gleich verhalte. Meiner Meinung nach waren meine Erfahrungen in der Pubertät für mich prägend.

Dann habe ich noch ein Problem. Ab meinem 20. Lebensjahr spüre ich nicht mehr, daß ich älter werde. Das mag der Grund sein, daß mir junge Mädchen besonders gut gefallen. Frage: Ist das schon faschistisch?

Apropos Faschismus: Ich habe Angst als Lebensunwürdiger verheizt zu werden. Ich möchte und bitte darum, daß ich mein Leben so verbringen darf, als würde ich in einem wohlig warmen Bad liegen. Gerne würde ich dann auch auf meine Phrasendrescherei verzichten.

30.1.1988

Der letzte Brief muß sich für Sie fürchterlich anhören. Als ich ihn schrieb, war

es auch für mich so. Sie haben sicherlich von der Aktion des Herrn Borneman und der Behinderteninitiativen in Wien gehört (vgl. Bericht in LOS 15, S. 29-32), wo eben Herr Borneman über die Sexualität Behinderter referieren wollte. Das konnte aber nicht stattfinden, weil er zuerst von Behinderten aufgefordert wurde, über seine eigene Sexualität zu sprechen. Unter anderem sagte er eben, wenn er mit seiner Frau beisammen sein will, stellt er sie sich als junges Fräulein vor - furchtbar zu hören, wenn er dies sagt, obwohl mein Verhalten ganz gleich ist.

3.2.1988

Nochmals zur Vorlesung: Noch immer weiß ich nicht, was ich erwarte. Hin und wieder blitzen verschiedene Gedanken durch meinen Kopf. Daher möchte ich folgenden Vorschlag machen: Die Zukunft läßt sich sehr gut so erforschen, wenn sich Realisten und Utopisten an einen Tisch setzen. Darf ich Sie nun vielleicht wieder auffordern, wieder schwarz und rosa zu malen.

8.2.1988

Das Heute, das wir als nur einzige Wahrheit empfinden, ist für sich alleine nicht existent. Meiner Meinung nach besteht das Heute aus der Vergangenheit und aus der Hoffnung für die Zukunft.

Noch etwas: Ich liebe Sie sehr, daher möchte ich all Ihre Wünsche erfüllt wissen und dennoch - vor kurzer Zeit wurde unsereins ebenso bedenkenlos weggeputzt,

wie man heute z.B. mit den Ungeborenen verfährt. Ach ja, die können ja noch nicht sprechen. Jetzt langts wohl.

Was will ich da lange über Sexualität reden. Sie ist so vorhanden, wie das Leben auch. Sicherlich kommt auch für Sie die Zeit, wo Sie an das Heute zurückdenken werden und sich die Frage stellen, wie konnte man nur in einer so grausamen Zeit leben. Und wenn Sie wiederum warten, so wird die Nostalgie ihren lieblichen Mantel darüberlegen.

11.2.1988

Wieder einige Gedankenspiele: Jeder fühlt sich als Mittelpunkt und der andere ist für den einen nur Gebrauchsgegenstand. In diesem Zusammenhang erinnere ich mich an ein Interview mit Jedermann-Darsteller Brandauer in Salzburg. Er wurde befragt, was er denn für ein Verhältnis zum Tod habe. Worauf er folgendes sagte: "Ja wissen Sie, ich kann mir Ihren Tod ganz gut vorstellen ...".

Typisch menschlich, oder?! Sonst könnte man auch nicht mit Freude in den Krieg ziehen. Behindert ist auch immer nur der andere. Ich habe sicherlich vorher schon erwähnt, daß ich mich gar nicht sehr behindert fühle, obwohl ich doch viel Hilfe benötige. Ich möchte noch etwas vom Tod sagen, vor dem ich sehr große Angst hatte. Da hat mir eine damalige Freundin grundlegend geholfen und zwar so: "Schau jetzt haben das Sterben schon so viele



derpackt und jetzt wirst's auch Du schaffen".

20.2.1988

Heute frage ich Sie und mich, was ist denn Sexualität? Denken Sie an den Orgasmus? Oder an kleine Berührungen, z.B. wenn einem ein lieber Mensch die Hand hält? Sicherlich hat jeder Mensch andere Praktiken. Was soll diese Vortragsreihe bewirken? Für meine Person bedeutet Sexualität eine Steigerung des Integrationsgedankens - Schluck ...

Ob man das verordnen kann?, - so wie das Jahr der Behinderten? In diesem Jahr konnte man des öfteren hören: "Bitte, darf ich ihr Rollwagerl schieben?!". Den nächsten Satz können Sie sich selber denken!

24.2.1988

5 Milliarden Menschen sind wir nun. Alle glauben, ihre Art wäre die einzige, rechte, schönste oder beste. Ja, es stimmt, jeder ist allein und trotzdem sind wir alle gemeinsam. Vielleicht kann man mit der Mathematik eine Lösung für alles finden. Nein doch - die Erziehungswissenschaft wird uns weiter bringen - werden wir doch von allen Seiten maßgebend beeinflusst.

7.3.1988

Haben Sie schon etwas von den Etruskern gehört (nona). Man weiß nicht viel von ihnen. Sie haben zur Zeit der Römer gelebt und wurden von ihnen vertrieben oder assimiliert. Man weiß aber von spärlichen Ausgrabungen, daß diese eine andere Denkweise hatten. In ihren Bauten gab es keine Ecken. Am Schmuck konnte man erkennen, daß die Kreisform das Ideal war. In ihrem Leben konnte man eine Sache von einer Seite betrachten und wenn ein anderer gegenteiliger Ansicht war, so hatte das auch die selbe Wertigkeit, da dies ja zum gleichen Ziel führte.

13.3.1988

Vor kurzem hat das 2. Semester begonnen. Die Vorlesung hat geistig Behinderte behandelt. Ich befürchte, daß alles gleich

lau, wie im ersten Semester ablaufen wird. Kommen Sie doch heraus aus ihrem Schneckenhaus! Sind sie denn schon so viel besser, als wir zu unserer Jugendzeit? Wissen Sie was zu unserer Zeit für Reden gängig waren: "Den Blöden steht er und die Lapperten tuns gern". Nein, ich will ja kein Dogmatiker sein, trotzdem würde es mich freuen, wenn Sie unausgesprochene Fragen bearbeiten würden.

16.3.1988

Nun, weiß ich nicht, was ich will. Ich wünsche mir und allen anderen auch echte und wahre ambulante Liebe, trotz verschiedenster Mängel. Jetzt weiß ich was ich will. Ende.

Nachtrag, 20.3.1988

Und nun noch schnell ein Beweis, wie Sie und alle anderen auch beeinflussbar sind: Was die Liebe schlechthin betrifft, so kann sie nicht viel anders sein, als sie ortsüblich gut befunden wird. Z.B. woanders braucht man nur Penisköcher um sich nicht nackt zu fühlen. Erst kürzlich habe ich im Rundfunk von einer Fraueninitiative gehört, welche sich wünscht, daß zu ihrer Freude Männer "PH" (Penishalter) tragen sollten. Von Bildern aus dem Mittelalter bis zum 15. Jhdt. kennen Sie sicherlich Ritterrüstungen und Kostüme mit der Betonung des Genitalbereiches der Männer.

Dieser Wunsch hat wohl auch mir etwas gebracht. In meiner Jugend mußte ich immer von dem "schiachen Zuigl" hören und infolge dessen habe ich mich oft als Vergewaltiger gefühlt. Und hat mich dann wer berührt, so hätte ich ihr am liebsten einen Gummihandschuh gegeben.

In der westlichen Welt hat man fast keine Zukunftshoffnung mehr. Denken Sie an die Umweltbelastung (Luft, Wasser, das Ozonloch usw.) sowie die Gefahren atomarer Art. Die Technik überrollt uns, alle wissen, daß wir was tun sollten, aber es wird ja irgendwie gehen. Anders ist es in Japan: Die Menschen sind ganz euphorisch und glauben, daß die Technik nur Gutes bringen wird. Was dem Menschen vornehm, ist, ist vor Gott ein Greuel (Evangelium nach Lukas 16/15). ■

Integrative Schule in Tirol — Modell Weißenbach

Margarete Czekelius, Brigitte Husinsky

In Weißenbach gibt es seit dem Schuljahr 1985/86 den Schulversuch "Integration behinderter Kinder in die Volksschule". Zwei körperlich und geistig behinderte Kinder besuchen gemeinsam mit nichtbehinderten Kindern die Schule.

Leider ist unsere Klasse noch etwas Besonderes. Viele Leute haben noch nie davon gehört, daß es solche Klassen gibt. Andere meinen, daß es nicht möglich bzw. sinnvoll sei, behinderte Kinder in der Volksschule zu unterrichten. Aus diesen Gründen wollen wir - das sind die beiden unterrichtenden Lehrerinnen - hier unsere Klasse vorstellen.

2 Lehrpersonen in einer Klasse

2 Lehrerinnen (1 Sonderschul- und 1 Volksschullehrerin) unterrichten also gemeinsam 19 Schüler/innen, davon 2 behinderte und ein Kind, das eine Allgemeine Sonderschule besuchen müßte. Wie in jeder Klasse gibt es natürlich auch bei uns Kinder mit verschiedensten Stärken und Schwächen, und genau von dieser Unterschiedlichkeit gehen wir bei der Gestaltung des Unterrichts aus. Wir planen gemeinsam und führen den Unterricht so durch, daß in möglichst vielen Bereichen alle Kinder miteinander lernen können.

Gemeinsames Lernen

Dazu einige Beispiele:

- * Wir machen einen Lehrausgang. Die Auswertung in der Klasse erfolgt entsprechend dem Leistungsniveau der Kinder (z.B. in Gruppen).

- * Wir schreiben Geschichten: Vom gleichen Thema oder derselben Bildgeschichte ausgehend versucht jedes Kind, nach seinen Möglichkeiten zu arbeiten. Die behinderten Kinder bekommen z.B. ein Bild zu einem Thema, über das sie sprechen und/oder kurze Sätze schreiben.

- * Zum Thema "Obstgarten" wird in Sachunterricht gemeinsam ein Obstsalat für die Jause zubereitet. Für die behinderten Kinder stellt bereits das Benennen des Obstes und das Schneiden einen sehr wichtigen Lernprozeß dar. Für die nichtbehinderten Kinder wird das Unterrichtsziel lauten: Zuordnen der Früchte zu Kern-, Stein- und Beerenobst und Kennenlernen dieser Begriffe. Auch das schriftliche Festhalten im Merkheft erfolgt differenziert.

- * Lernspiele zu den einzelnen Bereichen, z.B. Rollenspiel "Einkauf": Die nichtbehinderten Kinder üben dabei das Rechnen mit Schilling und Groschen, für die behinderten Kinder wird daraus eine Zähl- und Sprechübung. Oder: Ball zuwerfen - jeder Fänger muß ein Haupt-, Zeit- oder Eigenschaftswort nennen.

Umgang miteinander

Selbstverständlich können und müssen die behinderten Kinder nicht dieselben Lernziele erreichen wie die übrigen Volksschüler. Sie arbeiten nach einem Sonderschullehrplan, während die anderen Kinder natürlich die Lernziele des Volksschullehrplanes erreichen müssen. Durch das gemeinsame Lernen wird aber der Umstand, daß es Behinderungen, sowie Schwächen und Stärken gibt, von den Kindern als etwas



Normales empfunden. Sie gehen ungezwungen miteinander um. Sie haben also eine Fähigkeit, die uns Erwachsenen sehr oft fehlt. Haben wir sie "verlernt"? Warum werden wir unsicher in der Gegenwart eines behinderten Menschen?

Als wir die Kinder fragten, ob an unserer Klasse etwas Besonderes sei, fielen ihnen die Lesecke und die vielen Bilder an den Wänden ein. Sie betrachten die behinderten Kinder nicht als etwas Besonderes. Warum auch?

Durch das Beisammensein in der Klasse ist auch die Entstehung von echten Freundschaften zwischen behinderten und nicht-behinderten Kindern möglich, wie z.B. zwischen K. (nicht behindert) und E. (behindert). Der folgende Text zeugt davon:

Von der Schule

Ich gehe gerne in die Schule. Wir machen ab jetzt immer einen Sesselkreis. Ernst ist heute wieder in der Schule. Er war in Kärnten bei seiner Oma. Jetzt ist er wieder hier. Ich bin froh.

Andere Unterrichtsformen

Unsere integrierte Klasse verlangt die Einführung von neuen, anderen Unterrichtsformen, bei denen vor allem individuelles Lernen im Vordergrund steht, wie z.B. Unterrichtseinheiten, in denen die Kinder aus angebotenen Lernmaterial auswählen können. Wer langsam ist, kann in Ruhe üben. Wer schnell ist, muß nicht untätig warten. Zwei Lehrerinnen ist es möglich, alle Kinder mit Lernschwierigkeiten intensiv zu betreuen und gleichzeitig diejenigen, denen das Lernen leichtfällt, entsprechend zu fördern.

Wir beobachten immer wieder, wie die Kinder auf liebevolle Weise die behinderten Kinder unterstützen. Wenn ein behindertes Kind etwas schafft, was es schon lange geübt hat, freuen sich die anderen wirklich mit ihm. Einer der behinderten Buben war anfangs sehr scheu. Mittlerweile hat er keine Angst mehr und ist überall dabei. Heuer zu Schulbeginn hat er voller Freude die Kinder seiner Klasse umarmt. Von solcher Herzlichkeit könnten viele noch etwas lernen!

Insgesamt sind wir eine zufriedene Klasse. Wir hoffen, daß wir nicht mehr lange ein "Einzelfall" sind!

MAGISTRATSDIREKTION DER STADT WIEN
PRÄSIDIALBÜRO DES BÜRGERMEISTERS

Rathaus, 1082 Wien

MDP - 5177/87

Wien, 22. Juni 1987

Herrn
Harald Morandell
Höttingerau 34/209
6020 Innsbruck

Sehr geehrter Herr Morandell !

Sie haben sich mit Schreiben vom 4. Mai 1987 an den Herrn
Bürgermeister gewandt.

In seinem Auftrag möchte ich Ihnen mitteilen, daß beim Bau
des Wiener U-Bahn-Grundnetzes, es sind dies die Linien U1,
U2 und U4, entsprechend den damals international üblichen
Planungsvorstellungen nur in jenen U-Bahnstationen Aufzüge
angeordnet wurden, wo ein sehr großer Höhenunterschied zu
überwinden ist und die einen besonderen Standort aufweisen,
einerseits zur Erleichterung der Überwindung des großen
Höhenunterschiedes bei Störung der Fahrtreppen, andererseits
zur Erhöhung der Attraktivität. Konkret waren dies die
Stationen Südtiroler Platz (Linie U1), Karlsplatz (Linie U1),
Stephansplatz (Linie U1) und Schwedenplatz (Linie U1 und
Linie U4). In der Station Zentrum Kagran wurde dann bereits
ein Aufzug zur Beförderung von älteren und behinderten Men-
schen, sowie Müttern und Vätern mit Kleinkindern nachträglich
eingeplant, weil das Bedürfnis dafür aus dem damals bereits
in Betrieb befindlichen Wiener U-Bahn-Netz erkennbar war.

LOS hat im vorletzten Heft den Brief von Harald Morandell an den Bürger-
meister von Wien abgedruckt. Harald hat sich als Wien-Besucher über
merkenswerte Antwort der Stadt Wien ab. Es ist wichtig zu hören, wie
Aussonderung begründet wird.

Aus den beim Wiener U-Bahn-Grundnetz gemachten Erfahrungen heraus wurde dann entschieden, bei allen neu zu errichtenden Stationen der U 3 und U 6 auf jeden Fall Aufzüge einzubauen, sofern kein ebener Zugang, etwa über Rampen, möglich ist. Weiters wurden beziehungsweise werden mehrerer U-Bahn-Stationen mit Aufzügen nachgerüstet, wie beispielsweise die Gürtelstadtbahnstation und die U1-Stationen Kaisermühlen und Alte Donau. Generell wird für alle Stationen geprüft, ob die technischen und platzmäßigen Voraussetzungen für den Einbau von Aufzügen gegeben sind. Nach Abschluß dieser Arbeiten werden die Prioritäten nach Maßgabe der finanziellen Mittel festzulegen sein.

Wie Sie daraus erkennen können, wird auch in Wien der nachträgliche Aufzugseinbau in Angriff genommen.

Betreffend die Anordnung der Hinweisschilder für die Aufzugsanlagen möchte ich zugeben, daß dies vor allem bei manchen älteren Stationen wegen der schwierigen Anordnung nicht immer leicht ist, die entsprechenden Beschilderungshinweise sind aber überall vorhanden. Bei allen neueren Stationen wurde umso mehr auf eine möglichst übersichtliche Anordnung verstärkt Augenmerk gelegt.

Was nun die Frage der U-Bahnbenützung durch Rollstuhlfahrer betrifft, möchte ich darauf hinweisen, daß die U-Bahn aus Sicherheitsgründen dafür nur bedingt geeignet ist. Beispielsweise ist es nicht möglich, bei einer eventuell notwendig werdenden Evakuierung eines U-Bahnzuges bei einem Schadensfall im Tunnel, den Behinderten im Rollstuhl zur nächsten Station zu bringen. Deshalb wurde auch nach anderen

Transportmöglichkeiten für Rollstuhlfahrer gesucht und die Stadt Wien hat dafür einen eigenen Fahrdienst eingerichtet. Diese Tatsache kann aber durchaus nicht als Klassifizierung der Menschen verstanden werden.

Bezüglich Ihrer Kritik, daß Behinderten im Rollstuhl der Zutritt zu Kulturveranstaltungen sowie auf den Donauturm nicht möglich ist, möchte ich Ihnen versichern, daß trotz aller Bemühungen der Wiener Stadtverwaltung durch die bestehenden baulichen Gegebenheiten diesem Bemühen nicht immer Erfolg beschieden ist.

So sind im Künstlerhaus keine geeigneten Anlagen zur Überwindung der Höhenunterschiede für Behinderte in Rollstühlen gegeben. Die bestehenden Stiegenanlagen aber auch die bestehenden Ausgangsverhältnisse sind für diese Zwecke gleichfalls als ungeeignet anzusehen. Eine Verbesserung der Situation durch entsprechende Baumaßnahmen ist bei Bewahrung der denkmalgeschützten Bausubstanz nicht möglich. Aus Sicherheitsgründen konnte deshalb für den Besuch der Ausstellung durch Behinderte in Rollstühlen eine behördliche Zustimmung nicht gegeben werden.

Der Donauturm, welcher anlässlich der Wiener Internationalen Gartenschau 1964 errichtet wurde, wird durch zwei Aufzüge erschlossen. Im Störfungsfall erfolgt die Bergung von einer in der Aufzugskabine eingeschlossenen Person durch eine nur sehr schmale Fluchttüre über eine Behelfsbrücke zur Aufzugskabine des funktionierenden Aufzuges.

Bei einem Ausfall beider Aufzüge besteht lediglich die Möglichkeit, über eine Nottreppe innerhalb des Turmes abzusteigen. Ein Behindertentransport auf dieser Treppe würde insbesondere im Gefahrenfall zu einer Behinderung aller flüchtenden Personen führen.

Ich bedauere, daß sowohl im Interesse Ihrer Sicherheit als auch im Interesse der anderen Besucher in diesen beiden Fällen keine positive Lösung möglich ist.

Der Herr Bürgermeister dankt für das Vertrauen, mit dem Sie sich an ihn gewandt haben und ersucht um Ihr Verständnis.

Mit freundlichen Grüßen


Dr. Karl Skyba
Obersenatsrat

Vertraulichkeiten

Ein Gedicht im Dialekt von
Patrizia Egger

Du hoila i woaß
i kann zi dir Vertrauen hobm
und es gibt a poor Sochn -
de liegn mo schun longe
brutal aufn Mogn -
jo es gibt oft Tog
do fühl i mi richtig alloan
verlossen, unbeachtet wia a Stoan.

In do Schule do bisch und
bleibsche a Nummo
do zähl la Notn
und des mocht mo Kummo
do frogt di niamant
geht dos heint guit
jo selten al Lehra
mochto noch an fünfa no Muat.

Mir spieln do Theato
fost perfekt
unds wirkliche Gsicht
des wearsch meistens verstekt.
Noa verlieab man sich no
in die galischen Leit
jo i glab des isch für mi
a kritische Zeit
ober i möcht iz meahr zi
mein Glaubn steahn
und et la den Weg
aus Gewohnheit giahn.
I hon a gileahrnt
meine Gefühle zi zoagen
und hoff daß mi Enttäuschungen
et soffe daloaden.

Es san et la di liedo
was mo so fasziniern -
do hon i longe gibraucht
se zi kapiern -
i hoff du werschme et auslochn -
mei freindin sogt herau zi tram
es hot koan Zweck
dr bui, do isch
lang schun wek.
I glab do hot si gor recht
i möchto la sogn i mogte -
und zwar wirklich echt.

Patrizia Egger stellt sich so vor: Ich lebe in Antholz bei Bruneck (Südtirol), bin 16 Jahre alt, besuche (zu meinem Leidwesen) die 3.Klasse der Handelsschule Bruneck und wohne im Schülerheim der Ursulinen. Ich versuche trotz aller Schwierigkeiten, die sich daraus ergeben, daß ich behindert bin, so weit zu kommen, daß ich einmal studieren kann.

Was unser Nachbar Herr Sallfellner und seine Frau Sallfellner jedes Jahr vom Frühjahr bis zum Spätherbst mit dem Traktor machen müssen

von Hugo Zötsch

Was unser Bauer Herr Sallfellner alles für Geräte hat für seinen Traktor: einen Miststreuer, einen Kreisler und einen Heublitz mit einem Ladewagen.

Was im Frühjahr gemacht wird mit dem Traktor: Mist geführt. Dann hat der Bauer schon öfter auf der Wiese mit dem Miststreuer die Wiese angestreut. Und beim Traktor ist das Balkenmäherwerk angeschlossen.

Und was im Sommer alles mit dem Traktor gemacht wird: Zuerst mäht der Bauer in der Früh oder am Abend das Gras. Aber wenn so ungefähr am Vormittag oder Nachmittag das Gras trocken ist, wird gleich das Gras mit dem Kreisler angestreut. Dann wie der Hubert mit dem Heublitz fertig war, ist gleich das getrocknete Futter mit dem Ladewagen zum Heustadel hingeführt worden. Dann zwischendurch beim Heueinführen hat seine Frau mit einer Heugabel das Futter mit einem Motorgebläse automatisch hinaufgeblasen.

Herr Sallfellner hat 12 ha Grund daheim.

Dann, wenn der Herbst kommt, fallen die Äpfel, Birnen und Zwetschken vom Baum hinunter. Die alte Frau hat das Obst von der Wiese geerntet und in ein paar Erdäpfelsäcke oder Plastiksäcke mit einem

Kübel öfters hineingeleert, bis der Sack voll war. Dann zum Schluß ist das Obst noch mit dem Traktor nach Hause geführt worden.

Auch einsiliert haben die Bauern, wo wir immer die Milch holen.

Bei der Garage haben sie 3 runde Silo. Das war am 9. und 10 August 1983. Aber am 9. August in der Früh hat Herr Sallfellner wieder das Gras gemäht mit dem Traktor. Für das Einsilieren.

Der Herr Sallfellner hat, wie das Grünfutter trocken war, mit dem Kreisler wieder auf der Wiese angestreut. Und wie er mit dem Anstreuen fertig war, hat er mit dem Heublitz das Grünfutter zusammengeheigt.

Dann, wie das Grünfutter mit dem Heublitz fertig wurde, hat die Frau Sallfellner und ihr Mann mit dem Hexler das Grünfutter einsiliert, mit der Heugabel. Und der 188er Traktor hat das Gebläse vom Hexler automatisch angetrieben.

Der Sohn hat wieder Futter mit dem Ladewagen heimgeführt bis zur Garage.

Bei jeder Fuhr, sobald sie mit einer Fuhr fertig waren, ist beim Silo ein Salz und ein Silomehl hineingestreut worden. Zum Schluß sind die 3 Silo verschlossen worden, daß das Grünfutter, was im Silo drinnen ist, gärt.